

Kapitel II

Biographie und Geschlechtlichkeit. Eine queertheoretische Betrachtung

On the other hand, as soon as we try to pin down what 'I' means or who a particular person actually 'is', we find a 'you' a 'we' and a 'they' lurking just around the corner, as integral parts to all human actions und experience.

(FISCHER-ROSENTHAL 2005: 217)

Die BIOGRAPHIEFORSCHUNG gilt heute zwar nicht mehr als ‚Königinnenweg‘, aber weiterhin als *ein* wichtiger methodischer Zugang (nicht nur) der Geschlechterforschung zur subjektiven Sinnkonstruktion und ihrer gesellschaftlichen Rückbindungen: „Biographie als theoretisches Konzept thematisiert die subjektive Aneignung und ‚Konstruktion‘ von Gesellschaft [...] ebenso wie die gesellschaftliche Konstitution von Subjektivität“ (Dausien 1994: 152)¹; das gilt neben anderem eben auch für Geschlecht in Biographien. Diese Standortbestimmung Dausiens deutet bereits die beabsichtigte Stoßrichtung dieses Kapitels und das Theorieverständnis dieser Arbeit an. Theorie ist Methodologie und Methodologie ist – im Sinne forschungsleitender Vorannahmen – theoretische Grundlage (nicht nur!) empirischer Forschung. Die folgenden Ausführungen rechtfertigen den theoretischen wie praktischen Zugang zum Feld ebenso wie sie den Blick auf das Material begründen. Schon aufgrund ihrer methodologisch-diskursiven Verortung kann diese Forschung nicht den An-

1 Der genannte Artikel von Bettina Dausien ist Ausdruck der (oben genannten) in den 1990er Jahren einsetzenden Diskussionen bisheriger methodologischer Grundsätze. Er wird bis heute verschiedentlich angeführt als richtungsweisende Veröffentlichung zur Reflexion biographischer Methoden – nicht nur in der Frauen- und Geschlechterforschung. (Vgl. Scholz 2012; Behnke/Meuser 1999)

spruch einer wertfreien, objektiven, rationalen und allgemeingültigen Forschung haben²; auch wenn gegen die von Maria Mies 1978 veröffentlichten und für die frühe Phase der Frauenforschung paradigmatischen *Methodischen Postulate zur Frauenforschung* gerade im Zuge der Diskussionen der 1980er Jahre „zahlreiche Vorbehalte und Einwände [...] formuliert worden sind“ (Behnke/Meuser 1999: 23), so verlieren sie doch nicht gänzlich an Bedeutung. Bis heute finden sich in methodologischen Reflexionen wie Konzeptionen insbesondere interpretativer (Geschlechter-)Forschungen wenigstens einige Forderungen der Postulate befolgt.³ Es ist ein forschungsleitender Anspruch, jene Punkte, die normativ daher kommen, sichtbar zu machen, entsprechend zu verorten und damit im Sinne der Forschung zu rechtfertigen. Die Forschung bewegt sich in einem hochpolitisierten Feld, an dem sich derzeit verschiedene Diskussionen und Kämpfe austragen.

Die radikale Offenheit der Erhebung mit biographisch-narrativen Interviews und deren Auswertung im Zirkel aus Theoretisierung, Materialerhebung und Auswertung, wie er der Grounded Theory Methodologie (GTM)⁴ eigen ist, ist die Be-

-
- 2 Zur Gegenstandsbezogenheit und Kritik an diesen von der feministischen Forschung als androzentristisch herausgestellten – und mittlerweile im Anschluss daran vielgestaltig hinterfragten – Werten vgl. beispielsweise Hanetseder 1991, Rosenthal 2005, Hitzler 2007.
 - 3 Dies geschieht in der interpretativen Geschlechterforschung ebenso wie anderen interpretativen Studien und ist damit zu erklären, dass die Ansprüche der ehemals *feministischen Forschung* sich mit denen des interpretativen Paradigmas an entscheidenden Stellen überschneiden. Es ist bis heute gerade in jenem Zweig der Biographieforschung, die sich gleichsam im Fahrwasser der ‚Biographieforschung als Gegenwissenschaft‘ (vgl. Abschnitt II.1.1) verorten und in dem auch diese Forschung ‚mitschwimmt‘, weiterhin nicht unüblich, die eigene Forschung als parteilich zu verorten und von einer ‚Forschung von unten‘ zu sprechen (vgl. beispielhaft Göymen-Steck 2011, Alheit 2007). Das ist und bleibt weiterhin ein Aspekt, unter dem die vermeintliche ‚Unwissenschaftlichkeit‘ interpretativer Forschung verhandelt wird; die generelle Skepsis gegen die ‚Forschung von unten‘ belegt die Aktualität. Peter Alheit stellt auch 2007 noch einmal heraus, dass die grundsätzlichen Ideen der Biographieforschung zwar mittlerweile Gewohnheitsrechte haben, „die Sichtweisen *von innen* oder *von unten* regelmäßig in dem Verdacht [stehen], dass sie Wirklichkeit nur ‚subjektiv‘ oder ‚partikular‘ wiedergeben. Das gilt mit besonderer Zuspitzung für biographische Erzählungen“ (Alheit 2007: 76).
 - 4 Hier von Methodologie zu sprechen, obwohl diese doch im Folgenden erst in Form des Theoriegebäudes abzuhandeln ist, ist der Binnenlogik des Diskurses geschuldet, in dem sie angewendet wird. Im Folgenden verzichte ich deshalb auch auf das Ausschreiben der Bezeichnung und spreche kurz von GTM. Peter Alheit (1999) bezeichnet die GTM als „eine Art Forschungsstil“ (vgl. Ebd.: 1), Inga Truschkat, Manuela Kaiser und Vera Rein-

dingung der Möglichkeit dieser Forschung⁵. Als Teil des PROLOGS konzipiert, sind die theoretischen Erwägungen und Verknüpfungen nicht minder auch Ergebnisse des Auswertungs-, Erhebungs- und Theoretisierungsprozesses wie die ‚praktisch-empirischen‘ in den Kapiteln IV bis VI: Am Beginn dieser Forschung stand nach der Entscheidung, eine Biographieforschung mit der GTM durchzuführen, der Zugang zum Feld und die Erhebung erster Interviews, deren Sichtung, Diskussion und Auswertung, auch in Forschungswerkstätten und anderen Gruppenzusammenhängen. Diese Entscheidungen ebenso wie der Blick aufs Material sind natürlich auch immer eine bereits im Zuge der wissenschaftlichen Sozialisation im und am Studium erworbene ‚Lesebrille‘: Mein Zugang ist ein genuin sozialkonstruktivistischer mit „poststrukturalistisch inspirierte[r] Wendung“ (Schirmer 2010: 70), kein (beispielsweise) systemtheoretischer, und dieser Zugang ebenso wie die Entscheidung für den Forschungsstil im Sinne der GTM ist meiner immer auch auf mehreren Ebenen standortspezifischen Ausbildung⁶ in den interpretativen Method(ologi)en zuzuschreiben. Der Forschungsstil ebenso wie der Zugang zum Feld, der Umgang mit den Subjekten der Forschung (deren Bezeichnung als solche bereits eine bestimmte Verortung im Diskurs impliziert) und der Stellenwert methodologischer Überlegungen, also der Umgang mit Theorie und Empirie sind immer das Ergebnis biographischer Erfahrungen und Entscheidungen.

In diesem Sinne wird im ersten Teil dieses Kapitels kurz eine diskursive Verortung der vorliegenden Forschung vorgenommen, für die es meines Erachtens von Bedeutung ist, die in der verwendeten Biographietheorie vorgenommenen geschichtlichen Bezüge auch selbst kurz zu rekapitulieren. Es handelt sich um eine Diskurslinie, die, wie viele neben ihr, gekennzeichnet ist und maßgeblich beeinflusst wurde durch die Zäsur der Diktatur des Nationalsozialismus – und ihre Wiederaufnahme im Zuge kritischer wissenschaftlicher Reflexionen im Anschluss an die politischen Bewegungen der so genannten 1968er. Im zweiten Teil folgt eine

artz (2011) sprechen von ihr als etabliertes *Rahmenkonzept* (vgl. Ebd.: 353). Gemeint ist damit, dass die Forschung von Beginn an im Rahmen der GTM durchgeführt wird. In der vorliegenden Arbeit kommt dies vor allem als eine Art Haltung zum Ausdruck, die Erhebung, Auswertung und Theoretisierung als *zirkulären Prozess* versteht und praktiziert und das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis bestimmt.

- 5 Das hat zum einen mit dem Forschungsfeld, zum anderen mit der Ausrichtung dieser Forschung zu tun. Eine Offenlegung der und Auseinandersetzung mit den Motive(n), der Rolle der Befragten ebenso wie des entstandenen Materials nehme ich in Kapitel III vor.
- 6 Das schließt den individuellen Lern- und Rezeptionsprozess ebenso mit ein wie das Lernen an einer bestimmten Universität, in einer bestimmten Disziplin und an einem bestimmten Lehrstuhl – besetzt mit ein_er Lehrstuhlinhaber_in, di_er die Inhalte eben so und nicht anders vermittelt.

„Standortbestimmung“: Die theoretisch-methodologische Verortung der Arbeit anhand biographietheoretischer Überlegungen, die für einen zeitgenössischen (also gleichsam ‚postmodernen‘) Umgang mit „lebenslangen Orientierungsprozessen von Individuen“ (Fischer-Rosenthal 2000: 231) dem Konzept der situativen Identität (Hartmut Rosa und Wolfgang Kraus) das der Biographizität (Peter Alheit und Bettina Dausien) entgegensetzen. Ich gehe davon aus, dass eine narrative Strukturierung von Wandlungs- und Entscheidungsprozessen qua biographischer Konstruktion der Beschreibung von Subjektivierungsprozessen in der gegenwärtigen (‚westlichen‘) Gesellschaft umfassender gerecht wird als das Identitätskonzept. Der dritte und vierte Teil spitzen den Blickwinkel weiter zu: Um mit Blick auf die erhobenen Biographien den Stellenwert von Geschlecht in diesem biographischen Konstruktionen erfassen zu können, wird nach meinen von Butler und Fausto-Sterling ausgehenden Überlegungen zur Verfasstheit von Geschlechtlichkeit als immer auch körperliche Verortung die geschlechtertheoretische Grundlage der Biographieforschung, namentlich die Arbeiten von Bettina Dausien, dargestellt und für eine Gegenstandsangemessenheit im Kontext der Arbeit queertheoretisch diskutiert. Den Abschluss bildet die Darstellung des oben bereits genannten Verweisungszusammenhangs der für meine sozialtheoretischen Überlegungen zentralen Begriffe Biographie, Geschlecht(lichkeit), Körper/*embodiment*, Erfahrung und Performativität.

1. VON DER LEBENSGESCHICHTE ZUR BIOGRAPHIE: ENTWICKLUNGEN

Die Biographieforschung als eigenständige Methode entwickelt sich im deutschsprachigen Raum vor etwa 30 Jahren (vgl. Fuchs-Heinritz 1995, 1998, 2010; Göymen-Steck 2011). Die biographische Methode ist bis dahin kein selbstständiger Ansatz, die Biographie dient zunächst (neben anderen) als ein Art ‚Datensatz‘ zur Gewinnung von Erkenntnis, unterliegt also einer „rein instrumentellen Nutzung“ (Fischer-Rosenthal 1991: 253). Mit der Entwicklung der Biographieforschung als eigenständiger Ansatz und der Reflexion qualitativer Methoden als solche in den 1980er Jahren verschiebt sich der Fokus der Aufmerksamkeit auf die soziale Bedeutung von Biographien. Die Frage an das Material ist nun nicht mehr nur, was in Biographien erzählt wird, sondern auch, wie Biographien aufgebaut sind und welche „gesellschaftlichen Baupläne“ (ebd.) es für diese Art der Konstruktionen gibt. Der Anspruch der Biographieforschung ist seither, „die Bedingtheit von Subjekt und Gesellschaft präziser zu beschreiben“ (Göymen-Steck 2011: 265) und die Theorie der Biographie als solche weiter zu entwickeln (vgl. Ebd.).

1.1 Von der Chicago School zur ‚Forschung von unten‘

Während die Wurzeln der deutschsprachigen Biographieforschung in der Aufklärung gesehen werden⁷, wird der Beginn der Anwendung BIOGRAPHISCHER METHODEN in der Soziologie recht übereinstimmend mit der Studie *The Polish Peasant in Europe and America* datiert (vgl. Fuchs-Heinritz 1998; Fischer-Rosenthal 1991; Alheit/Dausien 2000), durchgeführt von William Isaac Thomas und Florian Znaniecki und 1918-22 in fünf Bänden veröffentlicht. Thomas und Znaniecki liefern mit ihrer Studie den Anstoß zu einer Sozialwissenschaft, „die ausdrücklich objektive und subjektive Elemente des sozialen Lebens berücksichtigt“ (Fuchs-Heinritz 2009: 93; Herv. i. O.).

Die Arbeit bricht mit der damaligen klassischen Tradition, Gesellschaftstheorie als Aussage über Sozialzusammenhänge zu formulieren, indem sie biographische Daten zum perfekten Forschungsmaterial erklärt („perfect type of sociological material“; Thomas/Znaniecki 1958: 1832) und entsprechende methodologische Notizen zur Bedeutung der Erfassung individueller Situationsdefinitionen formuliert (THOMAS-THEOREM). Als zentrales Anliegen der CHICAGO SCHOOL OF SOCIOLOGY identifizieren Peter Alheit und Bettina Dausien (2009) die Frage möglicher Anpassungsleistungen des Individuums. Die Fokussierung subjektiver Situationsdefinitionen sind demnach im *sozialhistorischen* Kontext – nicht im sozialpolitischen – kritisch zu betrachten: Die Studie knüpft an soziale Probleme innerhalb Chicagos an und lieferte so „generalisierbare Parameter sozialer Hilfe und Kontrolle“, mit denen möglicherweise der Problematik „einer ‚Entstabilisierung der (amerikanischen) Gesellschaft‘ (Thomas)“ (beide ebd.: 291, Herv. ag) beizukommen wäre.⁸

7 Beispielsweise nennt Werner Fuchs-Heinritz (2009) Goethes *Dichtung und Wahrheit* (vgl. Ebd.), Heinz-Hermann Krüger und Ulrike Deppe (2010) bezeichnen mit Bezug auf die Erziehungswissenschaften Rousseau (*Emile*) und die Hallenser Pädagogen Trapp und Niemeyer als „Begründer und Vordenker“ (ebd.: 62) der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung (vgl. Ebd.). Marie Françoise Chanfrault-Duchet (1995) identifiziert Rousseaus *Les Confessions* von 1782 als Gründungswerk der Erforschung von (Auto)Biographien in Deutschland (vgl. Ebd.). Alheit und Dausien (2009) geben C. P. Moritz' *Magazin der Erfahrungsseelenkunde* (1783-1793) als erste wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Biographien an, Foucault beschreibt die biographischen Berichte des 18. Jahrhunderts über Kinder, Kranke, Wahnsinnige oder Verurteilte als „objektivierende Vergegenständlichung und subjektivierende Unterwerfung“ für den Ausbau heutiger Disziplinarprozeduren (Foucault 1995: 247).

8 Es zeigen sich hier die Interdependenzen zwischen Forschung und Gesellschaftsrealität: Die Konjunktur von Biographieforschung muss immer kritisch auf mögliche Ursprünge in geforderten Lösungen von gesellschaftlichen Problemen geprüft werden.

Für die Biographieforschung gilt nicht nur, aber eben auch, sich dem Zwiespalt zwischen dem Anspruch solidarischer Forschung und der „Fixierung der individuellen Unterschiede“ als „Spielart der Macht“ (beide Foucault 1995: 247) zur Bereitstellung von Vorlagen für gesellschaftliche Disziplinierungsinstrumente symptomatischer ‚Fälle‘ von problematischen Biographien stets bewusst zu sein.

Die Etablierung biographischer Daten als *wissenschaftliche* Daten im deutschsprachigen Raum findet Anfang des 20. Jahrhunderts zunächst in der Pädagogik und Psychologie statt.⁹ Krüger und Deppe (2010) bezeichnen diese Phase als „Blütezeit der Biographieforschung“ (ebd.: 62), die durch den Nationalsozialismus unvermittelt beendet wird und in der Nachkriegszeit keine Fortsetzung findet. Alheit und Dausien (2009) sprechen von einem affirmativen und methodisch unreflektierten Nachvollzug des „Paradigmenwechsel[s] der amerikanischen Soziologie von der *Chicago School* zum Systemfunktionalismus Talcott Parsons“ (ebd.: 296; Herv. i. O.), der von der Neuorientierung der Geistes- und Sozialwissenschaften im Zuge der Entwicklungen und Diskussion der ‚1968er‘ abgelöst wird. Erst ab den 1960er/70er Jahren wird also die Biographieforschung aufgegriffen und methodologisch reflektiert. „[Ü]berall, wo es um parteiliche Forschung geht, die sich an die Seite der kleinen Leute stellen und die unterdrückten und ignorierten Perspektiven gegenüber hegemonialen Deutungssystemen stark machen will, gewinnen biographische Dokumente und Methoden an Bedeutung“ (Alheit/Dausien 2009: 296). Diese ‚FORSCHUNG VON UNTEN‘ (verstanden im Sinne einer Forschung ausgehend von der mikrosoziologischen Perspektive) findet ihre Reifizierung beispielsweise in der kritischen Geschichtsschreibung, der marxistisch orientierten Industriesozio- logie und der feministischen Forschung – in all jenen Forschungszweigen, die marginalisierte Erfahrungen sichtbar machen wollen, indem sie das Private für politisch erklären.¹⁰

9 Die Soziologie nimmt von der publizistischen Aufmerksamkeit, die Arbeiter_innenbiographien zu dieser Zeit vor allem im Bürger_innentum erhalten, kaum Notiz u. a. mit der Begründung, jene schreibenden Arbeiter_innen seien ‚Ausnahmeerscheinungen‘, die „kein Gesamtbild vom alltäglichen Leben der Klasse“ liefern könnten und somit insgesamt nicht repräsentativ für die Arbeiterklasse seien. (Vgl. Fuchs-Heinritz 2009: 100f.)

10 Während in der Industriesozio- logie die Situation von ‚Gastarbeitern‘ als neues Forschungsfeld etabliert wird, macht die feministische Forschung ‚weibliche Biographien‘ sichtbar, die das patriarchale Wissenschaftssystem bis dahin übergangen hatte. Dieser kritische Turn im Rahmen der sog. 68er Revolution macht bis dato ignorierte oder verschwiegene Lebensrealitäten marginalisierter sozialer Gruppen sichtbar.

1.2 Wiederentdeckung der Biographieforschung Ende des 20. Jahrhunderts

Dieses Verständnis von Biographieforschung als ‚Gegenwissenschaft‘ wird in den 1980er Jahren im Zuge der generellen Neurezeption interpretativer Forschung aktualisiert, indem ‚Biographie‘ als solche reflektiert wird. Die Kritik an der bisherigen Biographieforschung lautet, dass ihr ein alltagsweltliches Konzept von Biographie zugrunde liege: Es werde vorausgesetzt, dass jeder Mensch eine Biographie habe und jene im Sinne einer so genannten ‚Normalbiographie‘ verlaufe, also einem Konstrukt, das sich an normativen Vorstellungen von einem gelungenen Leben orientiert. Die Debatte um die Biographieforschung stellte sich Fragen wie:

Welchen *Sinn* und welche Bedeutung hat Biographie für Gesellschaftsmitglieder im Laufe sozialisatorischer und sozio-historischer Entwicklungen erlangt? Welche *Funktionen* nimmt sie ein auf der lebensweltlichen Ebene des sozialen Handelns und welche im Gesamtgesellschaftlichen? Wie werden biographische *Strukturen* erzeugt, erhalten und verflüssigt? (Fischer-Rosenthal 1991: 253, Herv. i. O.)

Die neuen Konzepte, die aus der Debatte entstehen, untersuchen, welche Bedingungen, Regeln und Konstruktionsmuster bei der Herstellung einer Biographie beobachtet werden können. Die Biographie selbst wird nun als BIOGRAPHISCHE ARBEIT, eine im Kollektiven (also ‚Gesellschaftlichen‘) verortbare individuelle Leistung im Sinne einer sozialen Konstruktion verstanden. Der vormals verallgemeinernde Begriff der Biographie wird dekonstruiert, indem nun untersucht wird, wie die Biographie „auf bestimmte gesellschaftliche Problemlagen antwortet, sich bestimmter kultureller Muster bedient und für bestimmte Akteurinnen beziehungsweise Gruppen von Akteuren je unterschiedliche Bedeutung haben kann“ (Alheit/Dausien 2009: 299). Wolfram Fischer-Rosenthal (1991) formuliert „drei konzeptionelle Perspektiven“ (ebd.: 254), mit denen die Verknüpfung von Individuum und Gesellschaft gedacht werden kann: Funktionsperspektive, Strukturperspektive und Sinnperspektive. Die FUNKTIONSPERSPEKTIVE versteht die biographische Erzählung als Initiatorin und Motivatorin von Integrationsprozessen des Individuums in Gesellschaft und wird damit „als Ausdruck und Funktion allgemeiner sozialer Prozesse“ (ebd.) verstanden. Es wird nach Bewältigungsmustern gesellschaftlicher Probleme gesucht. Diese Perspektive ermöglicht verschiedenste methodische Zugänge, *mixed methods* ebenso wie den rein interpretativen oder quantitativen. Die STRUKTURPERSPEKTIVE fasst Strukturen als „Erzeugungsregeln des Sozialen“ (ebd.: 256) und steht in der Tradition sozial-phänomenologischer Ansätze. Ein Untersuchungsfeld ist der Umgang biographischer Akteure mit sich verändernden Zeitstrukturen und damit eine Schwerpunktlegung insbesondere auf arbeits- und berufsbiographische

Zusammenhänge. „Traditionsbildender Vertreter“ (ebd.) ist Ulrich Oevermann – und daraus folgend die bevorzugte Methode dieser Perspektive die Objektive Hermeneutik. Die SINNPERSPEKTIVE legt die wechselseitige, durch Sprache und soziale Interaktion vermittelte Verschränkung von Individuierung und Vergesellschaftung zugrunde. Die biographische Konstruktion als „Erfahrungsreservoir und Sinnhorizont“ (ebd.: 255) wird hier zum Mittel verlässlicher Handlungsorientierungen, daraus folgt als bevorzugte Methode das narrative Interview. Die Sinnperspektive findet sich damit insbesondere im Umfeld handlungstheoretischer Soziologie. (Vgl. Fischer-Rosenthal 1991: 254-256)

Die vorliegende Arbeit versteht sich als eine der Sinnperspektive zuordenbare und verpflichtet sich damit eben jenem Verständnis der Biographie als soziales Phänomen: Der Begriff Biographie beinhaltet demnach die Reflexion der mehrdeutigen Referenz des Begriffs: Die kulturelle Praxis des ‚Leben (Be-)Schreibens‘ einerseits und das beschriebene gelebte Leben von Individuen *in bestimmten sozialen und historischen Kontexten* (vgl. Dausien 2004: 314) andererseits. Biographieforschung wird seither explizit verstanden als „Konzept strukturell auf der Schnittstelle von Subjektivität und gesellschaftlichen Objektivität [...] angesiedelt“ (Krüger/Marotzki 2006: 8). Im Sinne einer „Dialektik von Individuum und Gesellschaft“ (Dausien 2012: 163) setzt die Biographieforschung den Dichotomien von Handlung und Struktur/Individuum und Gesellschaft damit ein Konzept entgegen, das auf die Analyse von Biographien als Repräsentation subjektiver Sinnkonstruktion *und* sozialer Strukturen abzielt: Die biographische Narration ist neben der Lebensgeschichte eines Individuums auch immer Marker für die aktuellen, gesellschaftlichen (und damit sozial legitimierten) Deutungsmuster.

„Biographie“ wird [...] als soziales Konstrukt verstanden, das Muster der individuellen Strukturierung und Verarbeitung von Erlebnissen in sozialen Kontexten hervorbringt, aber dabei immer auf gesellschaftliche Regeln, Diskurse und soziale Bedingungen verweist, die ihrerseits [...] strukturell beschrieben und re-konstruiert werden können. (Völter/Dausien/Lutz/Rosenthal 2005: 7f.)

Im Ergebnis dieser Debatte zeigt sich eine gewachsene Sensibilität für den normativen Charakter von ‚Normalbiographien‘, die jene oben beschriebene Verabschiedung von der „selbstverschuldeten Zentriertheit des Subjekts“ (Fischer-Rosenthal 2000) zur Folge hat.¹¹ Mit der „postmodernen Provokation“ (Alheit 1992: 10f.)

11 Insbesondere Forschungen zu Frauenlebensläufen stellten diesen Punkt heraus, indem Frauen im Zuge der zunehmenden Doppelbelastung neue Strukturen erfanden, die die weibliche (heterosexuelle, *weiße*) ‚Normalbiographie‘ herausforderten (vgl. etwa Born/Krüger 1993). Aktuell hat beispielsweise Christine Demmer in einer intersektionalen

stellt sich ab den 1990er Jahren eine Kritik der Biographie als Zeugnis der Existenz einer Einheit des Subjekts ein, die nach Ansicht ihrer Vertreter_innen längst zum Tode verurteilt war. Es geht damit seit geraumer Zeit, in unterschiedlichen Kontexten und mit mal kritischem, mal befürwortendem Blick auf sog. ‚postmoderne‘ Theorien, „um die Frage, wie im Falle der Zersplitterung von einem zersplitterten Subjekt überhaupt noch gesprochen werden kann und wie es von ‚sich‘ sprechen kann, also um ganz zentrale Fragen individueller Verfasstheit“ (Kraus 2000a: 90).

Bevor das Verhältnis von Biographie und Geschlechtlichkeit sinnhaft ausbuchstabiert werden kann, möchte es deshalb nun zunächst darum gehen, die Biographie(forschung) gegen solche schwarzmalersischen Visionen als weiterhin bedeutungsvolles Mittel zur Rekonstruktion von GESELLSCHAFTLICH VERORTETEN SUBJEKTIVEN SINNKONSTRUKTIONEN zu rechtfertigen und zugleich den Argumenten ‚postmoderner‘ Theorien Rechnung zu tragen. Methodologisch braucht es für die vorliegende Untersuchung ein Konzept von Biographie, das auf gesellschaftstheoretischer Ebene einer Verknüpfung mit Judith Butlers Überlegungen zur heterosexuellen Matrix standhält. Um nun also einen subjektbezogenen Zugang zum Material auch unter ‚postmodernen‘ Vorzeichen plausibel zu machen, werde ich im Folgenden zuerst die Überlegungen von Hartmut Rosa und Wolfgang Kraus heranziehen, um im Anschluss daran mein Verständnis von Biographie – und damit verwoben das Konzept der Biographizität als praktisches Mittel der Umsetzung biographischer Konstruktionen – in Abgrenzung zu ‚spätmodernen‘ Identitätswürfen plausibel zu machen. Identität ist damit *kein* Schlüsselkonzept der vorliegenden Untersuchung, sondern gleichsam eine Folie, vor der die theoretische Basis dieser Arbeit ausgehandelt wird – und werden muss. Identität ist hier zu verstehen als eine Art ‚notwendiges Hintergrundrauschen‘ der Methodologie, mit dem sich auseinandergesetzt werden muss, möchte die Rekonstruktion des ‚subjektiven Sinns‘ biographischer Konstruktionen im Spiegel poststrukturalistischer Theorien (hier: Foucault, Butler) angemessen gerahmt werden. Im Anschluss gehe ich deshalb auf das bereits angedeutete Verhältnis von Biographie und Identität ein, indem ich die von Peter Alheit entwickelte BIOGRAPHIZITÄT als Befähigung zur Konstruktion einer kohärenten Erzählung von mir selbst vorstelle. Maßgeblich ist hierfür das Verständnis von einer Subjektivierung durch die *narrative Konstruktion des Selbst* nach Judith Butler, das ich im Anschluss darstellen werde.

Studie die Verschränkung von Biographie, Geschlecht und Behinderung erforscht und damit Intersektionalität und Biographieforschung zusammen gebracht (vgl. Demmer 2013).

2. BIOGRAPHIE ALS ‚GESELLSCHAFTLICH VERORTETE SUBJEKTIVE SINNKONSTRUKTION‘

Hartmut Rosa (2005) spricht u. a. vom „Ende der Narrationen“ (ebd.: 49), wenn er auf die Auswirkungen der gesellschaftlichen Desynchronisationsprozesse von Lebenszeit und Alltagszeit verweist, die die Spätmoderne zeitigt.¹² Mit Peter Alheit (1988) geht er davon aus, dass das Auseinanderfallen von Alltagszeit und Lebenszeit¹³ zu einer Entfremdung von der Zeitlichkeit des eigenen Lebens führt. Rosa kommt zu dem Schluss, dass es damit zum „Verlust der Fähigkeit [kommt], das je eigene Leben narrativ in eine referenzstiftende Vergangenheit und eine sinnstiftende Zukunft einzubetten und daraus zumindest mittelfristig zeitresistente Handlungsorientierungen zu gewinnen“ (ebd.: 46). Er selbst verortet den Bruch zwischen „der ‚klassischen‘ Moderne und dem, was man als *Spät-* oder (je nach Perspektive) auch *Postmoderne* bezeichnen könnte“ (ebd.: 237; Herv. i. O.) und also der Veränderung der Beziehung zwischen Narration und Identität, insbesondere im Verhältnis von individuellen und gesellschaftlichen (kollektiven) Zeitstrukturen. Wolfgang Kraus bietet eine ähnliche Lesart der Verknüpfung von kollektiver und individueller Zeitstrukturen an: „Die individuellen Zukunftsdimensionen sind eingebettet in soziale Zukunftsdimensionen, und sie stehen in einer Beziehung zueinander. In dem Maße, wie sich soziale Zeit ändert, wird auch individuelle Zeit beeinflusst. [...] Der Zusammenhang ist allerdings kein linearer“ (Kraus 2000a: 183).

2.1 Situative Identität als Ergebnis ‚postmoderner‘ Herausforderungen?

Rosas Überlegungen, auf den Gegenstand der erzählten Biographie übertragen, lassen ableiten, dass die gesellschaftliche Realität kontinuierliche Biographien zunehmend unwahrscheinlich macht, die Pluralisierung von Lebensläufen die narrative Herstellung kohärenter Identitätsentwürfe erschwert.¹⁴ Die Veränderung der

12 Vgl. zur Diskussion des von Rosa postulierten „Verzicht[s] auf den Anspruch einer sinnhaften, narrativen Integration von biographischer und kollektiver Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ (ders. 2005: 49) im Anschluss an Ulrich Becks Individualisierungsthese (ders. 1986) beispielsweise Alheit 1992; Fischer-Rosenthal 2000; Kraus 2000a, insbes. 183f.

13 Verstanden als Verschränkung eines Bewusstseins als verzeitlichte Person (beispielsweise als Mensch des 20. Jh.) und die reflektierende Verschränkung der eigenen Vergangenheit mit Gegenwart und (möglicher) Zukunft. (Vgl. Ebd.)

14 Peter Alheit (1995) spricht in diesem Sinne von einem ‚Laboratorium Lebenslauf‘. (Vgl. Ebd.:278)

kollektiven Zeitstrukturen dergestalt, dass alle identitätskonstituierenden Momente zeitlich markiert werden müssen (vgl. Rosa 2005: 238), bewirkt laut Rosa, dass ihre Herstellung nicht mehr über eine Identifikation („ich bin Student_in“), sondern über eine periodisierte Selbstzuschreibung („ich studiere derzeit“) geschieht. Er geht davon aus, dass die Subjektseite der Identitätsbildung *perspektivisch* zu einem „prädikatlosen Punkt“ schrumpft, während die Objektseite als „situativ verflüssigt erscheint“ (beide: ebd.: 239): Es kommt zu intrapersonalen Identitätssequenzen, die zu einer *neuen* Form SITUATIVER IDENTITÄTEN führen (vgl. Rosa 2012: 226). Bereits Carmel Camilleri fasst Identität als ‚situatives Management‘ (zit. und übers. in Kraus 2000a: 50), für das verschiedene Identitätsstrategien notwendig werden, mit denen das Individuum Widersprüche zwischen Selbstbild und sozialem Umfeld abzumildern versucht. Rosa antwortet mit seinem erweiterten Konzept auf den von der ‚Postmoderne‘ (vermeintlich) angenommenen *Tod des Subjekts* in einer Weise, die das kohärente Subjekt fragwürdig erscheinen lässt, das Subjektkonzept als solches jedoch nicht völlig negiert und zudem seine Verwendung des Identitätsbegriffs rechtfertigt, indem eine „rudimentäre *transssituationale* Einheit und Kontinuität des Selbst“ (Rosa 2005: 374; Herv. i. O.) vorausgesetzt wird. Identität wird als „Orientierungs- und Handlungsfähigkeit verleihenden *Sinn dafür, wer man ist*“ (ebd.: 373; Herv. i. O.) gefasst und wird somit gerade nicht verstanden als „dasjenige, was ein Subjekt über wechselnde Kontexte hinweg Kohärenz und Kontinuität verleiht“ (ebd.). Die situative Identität ist für Rosa dabei als „logischer *Fluchtpunkt* gesteigerter Individualisierung und Beschleunigung durchaus vorstellbar“ (ebd.; Herv. ag) und damit keine Gegenwartsdiagnose, sondern eine Zukunftsvision, deren Eintreten möglich ist, sollten die beschriebenen gesellschaftlichen Entwicklungen sich weiter zuspitzen. Auch jener zugespitzte Identitätsentwurf meint nicht, dass Individuen sich in jeder neuen sozialen Situation komplett neu entwerfen. Mit dem Konzept möchte Rosa andeuten, dass eine Identitätsbestimmung im Sinne eines kohärenten Selbst, das Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in eine referenz- wie sinnstiftende Linie bringt, die ein lebenslanges, grundsätzlich gleichbleibendes Orientierungsmoment zur Verfügung stellt, nicht mehr per se verfügbar ist. Stattdessen verändern sich die Relationen zwischen den Identifikationsbausteinen ebenso wie ihre Gewichtung und Ausdeutung von Situation zu Situation (vgl. Ebd.: 372f.). Postuliert wird damit ein ‚brüchiges Selbst‘, das lediglich durch vier Faktoren Kohärenz *und* Kontinuität erlangt:

1. Die minimale narrative Verknüpfung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in Mustern, die dem situativen Kontext entstammen;
2. mithilfe des Habitus (Bourdieu 1987) wird Kontinuität im Identitätsgefühl bewahrt;
3. persönliche Gegenstände oder Haustiere können als sog. Übergangsobjekte fungieren und verknüpfen so die einzelnen Episoden des Lebens;

4. ein angeborenes, prädikatloses ‚Kern-Selbst‘ erlaubt ein kohärentes Identitätsgefühl auch bei vollständiger situativer Diskontinuität.

(vgl. Rosa 2005: 374ff.)

Während Hartmut Rosa seinen Ausführungen zur Identität damit einen Kohärenzbegriff zugrunde legt, der innerliche Realität und Körper-Leib-Empfinden zusammendenkt, stellt Wolfgang Kraus (2000a) zwar allgemein heraus, dass Kohärenz eine „Ich-Leistung“ (ebd.: 91) ist, die (innerliche und äußerliche) Empfindungen in Einklang bringt – dies jedoch nicht zwingend im Sinne der Organisation der innerpsychischen Vorgänge. Verallgemeinert gefasst definiert er, dass „Kohärenz in der Regel ein Empfinden der situationsübergreifenden Selbigkeit meint“ und präzisiert in Bezug dazu sein eigenes Verständnis als „eine Form der Selbst-Repräsentation und nicht eine innerpsychische Erfahrung“ (beide: ebd.: 91). Er bezeichnet diese Form der narrativen Darstellung als REPRÄSENTIERENDES SELBST: Die Identität wird zum Projekt, für das die Gesellschaft in der Spätmoderne kein Kohärenzversprechen mehr geben kann, weil kollektive Sinnsysteme und Metaerzählungen zusammenbrechen. Mit Foucault (1983) gesprochen: Die souveräne Macht institutionalisierter Herrschaft wird abgelöst von der regulativen Macht gesellschaftlicher Strukturen. Die Institutionen verlieren ihre Macht als „Biographiegeneratoren [sic]“ (Alheit 2000: 162), hören auf, „„Stichwortgeber“ [sic] der Individuen zu sein“ (ebd.: 159). Die Integrationsarbeit zur Herstellung einer biographischen Konstruktion leistet nun das Subjekt selbst, indem es seine Biographie kontinuierlich reinterpretiert:

Die reflexiv hergestellte Subjektivität ist eine ununterbrochene Folge von kleinen Gesten und Selbstbeobachtungen, die immer weitere Informationen erfordern. Die substantivische Repräsentation des Subjekts weicht einer reflexiven Repräsentation von Subjektivität, in der weniger die Inhalte als der permanente Prozess der kritischen Elaboration des Selbst zählen. (Kraus 2009: 14)

Der Desynchronisationserfahrung von Alltagszeit und Lebenszeit muss mit neuen Strukturierungsleistungen begegnet werden. Kraus' Ergebnis: Die Identität bildet sich situativ, wird zum „Nebeneinander von alten und neuen Diskursen, [...] eine Patchwork-Identität“ (Kraus 2000b). Die Identitätsbildung wird dadurch situativ und strategisch, weil sich der „(Selbst-)Erfahrungsgehalt als Basis für die Kohärenzproduktion permanent, rasch und auf vielen Ebenen ändert“ (Kraus 2000a: 183). Daraus resultiert, das sich das Selbst nur in der gerichteten, identitätsstrategischen Bewegung als kohärent und mit sich identisch erfährt (vgl. Ebd.: 184). Nach Kraus geschieht die Vermittlung zwischen Individuum und Gesellschaft durch Handlung und Diskurs, „das Selbst ist ein soziales Selbst, das sich wesentlich narrativ denkt und darstellt“ (ebd.) und bietet damit eine Gegenthese zur vorschnellen

Annahme, dass Identität biographisierendes Subjekt verschwinde mit der poststrukturalistischen Wende ebenso wie das vielzitierte ‚Gesicht im Sand‘¹⁵.

Auch wenn manche Vertreter der Postmoderne den Begriff der Identität zu Grabe getragen haben, so läßt sich – schon nach einem kurzen Blick in die Fachdiskussion – doch kaum bestreiten, daß der Kadaver lebt, und wenn es stimmt daß Totgesagte länger leben [sic], dann steht ihm noch eine lange Zukunft bevor. Vielleicht ist es der bessere Weg, den Begriff und seine Verwendung als Indikator für Veränderungen in der Subjektkonstruktion zu nehmen, statt sich in Prognosen seines Verschwindens zu erschöpfen. (Kraus 2000b)

Die Biographieforschung stellt damit als Gegenentwurf zur Annahme eines spätmodernen ‚brüchigen Selbst‘, das nicht mehr oder nur schwerlich als individuelle Lebensgeschichte erzählt werden kann, weil Subjektkonstitutionen unplausibel würden, die höchst kritische wie forschungspraktische Frage: Wie könnten wir unter ‚postmodernen Umständen‘ weiterhin unsere Individualität behaupten und damit „erstaunliche subjektive Konsistenzleistungen“ (Alheit 1992: 15) erbringen?¹⁶ Woher kämen die biographischen Narrationen mit ihren je individuellen Sinnstrukturen, die sich aus den Daten extrahieren lassen? Zwar verschwinden möglicherweise die Institutionen als konnotierte Biographiegeneratorinnen und lebenszeitliche Orientierung, die Fähigkeit zur Biographizität bleibt den Individuen jedoch erhalten – die „selbstreferenzielle Kapazität“ (Alheit 2000: 162) von Individuen hat einen hohen systematischen Wert, von dem das Soziale in besonderem Maße profitieren kann (vgl. Ebd.: 161f.).

2.2 Der konstituierende Charakter biographischer Konstruktionen

Auch nach dem Aufkommen der Diskussionen um poststrukturalistische Positionen zum (vermeintlichen) ‚Tod des Subjekts‘ Ende des 20. Jahrhunderts zeigt die Biographieforschung weiterhin und vielgesichtig, dass es ein Selbst in biographischen

15 Dass es sich bei Foucault (1974) stattdessen um das Verschwinden des Konzepts vom *Menschen* (als humanistisches Projekt) handelt, wird nur allzu häufig überlesen, ist aber nichtsdestotrotz eine nicht ohne Grund häufig bemühte Metapher: Eine Auseinandersetzung mit der Kritik am Subjekt- und Identitätsbegriff aus poststrukturalistischer Perspektive bleibt ein dringliches Unterfangen der Biographieforschung.

16 Vgl. zur Kritik an der postmodernen Position Peter Alheits erhellenden Artikel *Biographie und „modernisierte Moderne“* (2000), in dem er erläutert, dass die postmoderne Dekonstruktion des Subjekts keine neue Idee ist (er verweist besonders auf Kierkegaard; vgl. Ebd.: 157) und es auch, aber nicht nur aus diesem Grund für Biographieforscher_innen höchst unplausibel erscheint, dieser Idee zu folgen.

Narrationen *gibt*, das sich „gegen zerstörerische Bedingungen“ (ebd.; Herv. i. O.) wie die Zerstückelung des Lebenslaufes und den Verlust von Orientierungspunkten behauptet. Nichtsdestoweniger sind sich die Forscher_innen der Entwicklung hin zu flexiblen Identitätskonzepten bewusst. Die Konstitution einer biographischen Erzählung wird zur biographischen Arbeit (s.o.); es geht also um die Herausforderung der Herstellung von Kohärenz in der Biographie trotz widriger gesellschaftlicher Strukturen.¹⁷ Als Antwort auf die Frage, wie diese nun herzustellen sei, gibt es seither verschiedene Angebote. Wolfram Fischer-Rosenthal (2000) beispielsweise führt aus, dass gerade die Ebene der Biographie als Erkenntnisgegenstand bis dato methodologische Diskussionen der Brauchbarkeit und Sinnhaftigkeit biographischer Daten auslöst (vgl. Ebd.: 232f.). Er stellt heraus, dass gerade Biographien den Blick auf das *Wie* der Konstruktion von Wirklichkeit erlauben würden – und damit Rückschlüsse auf die (biographische) Konstruktion von Individuum und Gesellschaft zulassen. Die Konstruktion der eigenen Biographie ermöglicht es uns, herauszufinden, wer wir (bis zum Zeitpunkt der Narration der eigenen Lebensgeschichte) *geworden* sind. Die eigene Biographie ist eine mit anderen geteilte Geschichte, und indem im Rahmen der biographischen Konstruktion an verschiedenen Punkten der Erzählung verschiedene Identifikationen vorgenommen (und damit verzeitlicht) werden, kann eine kohärente Geschichte erzählt werden, die gleichermaßen auf das Individuum wie die Gesellschaft verweist (vgl. Ebd.: 226f.).

Mit Blick auf die gesellschaftliche Konstruktion von Geschlecht und die Modi ihres Ausschlusscharakters bieten sich für die Beschreibung der Verknüpfung des ‚biographischen Eigensinns‘ mit ‚gesellschaftlichen Programmen‘ (vgl. Dausien 2012) die Ausführungen Alheits (2005) an, wenn er erläutert, welche Rolle die ‚Mentalität‘ für das Kollektive in Biographien spielt:

Die Art und Weise, wie Menschen [...] ihre individuelle und kollektive Identität ausbilden und weiter entwickeln, kann nicht als mechanischer Reflex auf bestimmte „objektive“ Bedingungen beschrieben werden. Es scheint vielmehr ein komplizierter Verarbeitungsprozess zu sein, in dem eine Fülle von Faktoren eine Rolle spielt: historische Erfahrungen der vorangegangenen Generationen, langfristige kulturelle Traditionen eines spezifischen sozialen oder regionalen Zusammenhangs, die konkrete Position in der Gesellschaft und selbstverständlich sehr individuelle biographische Erlebnisse. (ebd.: 22)

17 Dieser Kohärenzzwang entsteht letztlich über moderne Werte: Die Anforderung, erzählen zu können, wie ich zu der_dem geworden bin, di_er ich heute bin, also eine Antwort auf die Frage „Wer bist du?“ geben zu können, bleibt auch aktuell eine notwendige Voraussetzung zur Anerkennbarkeit als Subjekt (s.II.2.4).

Alheit stellt also MENTALITÄT als kollektive Orientierung vor und vergleicht sie mit einer „kulturellen Grammatik“ (ebd.: 40), die den Individuen mit der Multiplikation von Möglichkeiten in der Spätmoderne gleichsam eine unüberschaubare Zahl an performativen Ausdrucksformen bietet, und gleichzeitig (für die Forscher_innen) identifizierbare Grenzen hat (vgl. Ebd.). Mentalität ist „ein inkorporiertes generatives Prinzip, das Strukturen von langer Dauer reproduziert und zugleich durch ihre Träger auch sukzessive verändert [wird]“ (ebd.). Das Konzept lässt sich, wie Bettina Dausien bereits 1996 implizit nachgewiesen hat, auf die Kategorie Geschlecht als kulturellen Code übertragen. Es liefert einen Theorieentwurf zum Umgang mit der Spannung, die durch die doppelte Verortung der Biographie im Kollektiven und im Individuellen erzeugt wird. Auf der Ebene der biographischen Dimension ordnet sich das Individuum einem kollektiven Zusammenhang zu – und muss sich zu diesem irgendwie verhalten. Alheit erklärt Mentalität an anderer Stelle (2007) mit Mannheims Begriff des KONJUNKTIVEN ERFAHRUNGSRAUMS als „kollektive[s] Hintergrundwissen in einem interaktiv geteilten sozialen Feld“ (Alheit 2007: 84). Das *Sein* ist immer erst hergestellt durch die persönlichen Erfahrungen des *Werdens*, das in einem bestimmten kulturellen Kontext stattfindet. In Anlehnung an eine von ihm durchgeführte Studie¹⁸ beschreibt er als Mentalität das Gefühl, beispielsweise einer bestimmten Nation anzugehören (etwa ‚Polnischsein‘) oder aber das ‚Frausein‘ oder ‚Mannsein‘ (vgl. dazu stellvertretend Alheit/Bast-Haider/Drauschke 2004). An diese Ausführungen knüpft meine Arbeit hinsichtlich möglicher *in der untersuchten sozialen Gruppe geteilte Deutungsmuster* in den Interviews in Bezug auf das kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit an. Der kulturelle Code Geschlecht wird hier expliziert und die Subjekte verhalten sich im Sinne ihrer eigenen, kulturell kaum repräsentierten und bislang nicht anerkannten (Inter)Geschlechtlichkeit zu diesem Code. Im Sinne dieser Arbeit sollte das Konzept hier jedoch nicht zu streng angelegt werden: Von einer intergeschlechtlichen Mentalität zu sprechen, würde dem Phänomen als komplexes Konglomerat verschiedenster Entwürfe des vergeschlechtlichten Selbst und den je individuellen Erfahrungen und Strategien im Umgang mit der eigenen Intergeschlechtlichkeit wenig gerecht.

18 Es wurden im Rahmen eines internationalen Vergleichsprojekts 300 biographisch-narrative Interviews geführt. Die Studie ist damit eine der ersten systematischen Untersuchungen mit qualitativen Messdaten; vgl. dazu Alheit/Bast-Haider/Drauschke 2004.

Für die Auswertung des *subjektiven Deutungsmuster* wird das Konzept der BIOGRAPHIZITÄT herangezogen, das von Martin Kohli 1988 in den Diskurs eingeführt und von Peter Alheit und Bettina Dausien in der Folge in entscheidendem Maße ausformuliert wurde (vgl. beispielsweise Alheit 1990, 1995, 1997; Dausien 1996; Alheit/Dausien 2000). Beide Konzepte haben die gleichen Prämissen, erlauben aber eine je unterschiedliche Perspektive auf biographisches Material. Mentalität kann als ‚kollektiver Habitus‘ verstanden werden, der auf die geteilten Werte und Normen einer sozialen Gruppe verweist, in der die Biographie ge- und erlebt wurde und über die eine entsprechende (Nicht-)Identifikation möglich wird. Biographizität ermöglicht die Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit aus Perspektive des Individuums (immer als gesellschaftliches Wesen) und damit die Repräsentation sozialer Wirklichkeit in der biographischen Konstruktion:

Dieser Begriff meint somit mehr als die beschriebene Eigenlogik je konkreter biographischer Konstruktionen. Er bezeichnet vielmehr die grundsätzlich an das Subjekt gebundene Strukturierung von sozialen Erfahrungen im prozeßhaften Verhältnis von biographischem Hintergrundwissen und aktuellen biographischen Konstruktionen, *und er bezeichnet damit zugleich die Potentialität zur Erzeugung und Veränderung sozialer Strukturen im biographischen Gestaltungsprozeß*. Das Verhältnis von Biographizität und Sozialität beinhaltet somit beide Aspekte: die Fähigkeit der Subjekte, die sich wandelnden gesellschaftlichen Wissensbestände ‚an biographische Sinnressourcen anzuschließen und sich mit diesem Wissen neu zu assoziieren‘ (Alheit 1993, 387), d.h. ihre soziale Wirklichkeit als Biographie zu rekonstruieren, und die damit verbundene Fähigkeit, jene gesellschaftlichen Wissensbestände in je konkreten, individuellen Biographien zu aktualisieren, zu ‚verflüssigen‘ und zu verändern. (Dausien 1996: 578f.; Herv. ag)

Biographizität ist die Fähigkeit des Individuums, in zu bewältigenden Situationen (biographischen Krisen¹⁹) angemessen selektiv auf in der Vergangenheit gesammelte Erfahrungen zurückzugreifen, diese „Erfahrungsaufschichtungen“ (Schütze 1987)²⁰ also zu nutzen, damit neue anzuhäufen oder die vorhandenen im Ergebnis

19 Oevermann (2008) versteht Sozialisationsprozesse als „Prozesse der systematischen Erzeugung des Neuen in der Polarität von Krise und Routine“ (ebd.: 151); die Krise wäre damit, übertragen auf die hier eingenommene Perspektive der Biographizität, ein Konstituens für die Erfahrungsaufschichtung (vgl. dazu insbesondere II.2).

20 Erfahrungen werden in der biographischen Konstruktion zu Geschichten aneinandergereiht, die jede ihren je eigenen Gehalt, Dewey nennt es Identität (ebd.: 48), bewahren und sich nichtsdestoweniger zu einem Ganzen mit einem individuellen, rekonstruierbaren Sinn zusammenfügen. Mit Dewey (1988) spreche ich von biographischen Erfahrungen (oder Erfahrungen, die zu einer Biographie konstruiert werden) im „vitalen Sinne“

zu ‚sortieren‘, wenn bisher erfolgreiche Strategien in einer neuartigen Situation nicht greifen. Biographizität verweist damit auf ein „internalisiertes Handlungs- und Planungspotential“ (Alheit 2011: 25), mit der Individuen der Multioptionalität der Spätmoderne erfolgreich begegnen können. Individuen sind so in Ermangelung der Hilfestellung seitens der Institutionen (die statt eines roten Fadens ein Überangebot an Möglichkeiten eröffnen) darauf angewiesen, die biographischen Lernprozesse selbst zu organisieren, *eine Geschichte von sich selbst als eigene, einzigartige zu erzählen*, um eine eigene, einzigartige Biographie zu konstruieren:

Wie beim Film die Verknüpfung von Szenen zu übergeifenden [sic] Sequenzen (und letztlich der Gesamtgestalt des Films) von der Einstellung der Kamera und der Perspektive des Drehbuchautors und des Regisseurs abhängt, so sind Prozeßstrukturen abhängig vom Blickwinkel des „Biographieträgers“, von seiner „Erfahrungshaltung“ zu einzelnen Erlebnissen und Sequenzen seiner Biographie. (Dausien 1996: 108)

Die Biographizität des Sozialen wird insbesondere in Biographien sichtbar, deren Träger_innen vor die Herausforderung gestellt sind, entscheidende Veränderungen oder Unwegsamkeiten im sie umgebenden sozialen Raum zu bewältigen. Für die vorliegende Untersuchung bedeutet das: Dort, wo (Geschlechter-)Normen reflektiert, hinterfragt und (mit anderen) diskutiert werden müssen, wird das Potential des Erfahrungsschatzes besonders deutlich.

Das Konzept Biographizität ist die biographietheoretische Antwort auf die Herausforderungen der Individualisierung. Während also Rosa akzelerationstheoretisch davon ausgeht, dass die IDENTITÄT (s.o.) der Desynchronisation von Individuum und Gesellschaft anheimfällt und das sukzessive Aufkommen der situativen Identität damit das eingangs erwähnte ‚Ende der Narrationen‘ einläutet, stellt die Biographieforschung gerade den Wert der Subjektkonstitutionen in biographischen Narrationen für das Individuum heraus – immer mit dem Verweis auf ihre Verankerungen im Gesellschaftlichen. Diese Subjektkonstitutionen sind damit Indikator_innen für die Art und Weise gesellschaftlicher Konstruktionsprozesse, aber immer auch subjektive Bewältigungsstrategien gesellschaftlicher Widersprüche.

(ebd.: 48) als Einheit von einzelnen Aspekten eines Erlebnisses, die darüber zusammen gehalten wird, dass es eine intentionale Handlung im Verlauf dieser Erfahrung gibt: „Eine Handlung und ihre Folge müssen in der Erkenntnis miteinander in Verbindung gebracht werden“ (ebd.: 57). Menschen machen „eine Erfahrung, wenn das Material, das erfahren worden ist, eine Entwicklung bis hin zur Vollendung durchläuft“ (ebd.: 47). Erfahrungen sind ebenso intellektuell (retrospektiv) wie emotional (aktuell) – aber ohne (bedeutsame) Emotionen wird eine Erfahrung nicht zu *einer* Erfahrung (ebd.: 54ff.).

2.3 Zeitlichkeit, sozialer Sinn und die Dialektik von ‚Ich‘ und ‚Wir‘: Das Konzept ‚Biographie‘

Das theoretische Konzept BIOGRAPHIE ist damit streng zu trennen vom Alltagsverständnis von Biographien. Als analytischer Begriff repräsentiert es damit die komplexe Situation der individuellen Lebensgeschichte. Bettina Dausien (2012) beschreibt Biographie unter anderem als „dialektische Verschränkung individueller und gesellschaftlicher Strukturierungsprozesse“ (ebd. 163) und verweist damit auf einen von *drei* Aspekten, um die Logik biographischer Konstruktionsprozesse als eine „von anderen Prinzipien *relativ unabhängige* Logik“ (ebd.: 162; Herv. i. O.) zu fassen: mit dem Konzept eben nicht im Dualismus Individuum – Gesellschaft zu verharren. Biographie wird als flüssige Konstruktion betrachtet, der Dualismus innen-außen wird nicht mehr als konstitutiv gedacht (vgl. u.a. Fischer-Rosenthal 2000, Alheit/Dausien 2009). In Anlehnung an Bourdieu beschreibt Dausien (2012) Biographie als *strukturierte und strukturierende Struktur*, als temporal verortete „objektivierte Verlaufsstrukturen und subjektive Erfahrungsstrukturen“, die zugleich „durch die ‚Logik‘ der intersubjektiven Sinnkonstruktionen hindurch soziale Deutungs- und Handlungspraxen generieren“ (beide: ebd. 161). In dieser Beschreibung zeigen sich neben der oben genannten auch die beiden weiteren charakterisierenden Momente einer von der Biographie ausgehenden Perspektive: die *Zeitlichkeit* und die *Perspektive des sozialen Sinns*. Damit ist erstens gemeint, dass biographische Konstruktionen zum einen immer *verzeitlicht* sind²¹. Sie verändern sich über die Zeit, indem die Erfahrungsaufschichtung, wie oben beschrieben, je neu geordnet und ggf. ergänzt wird. Konkret ausgedrückt: Die Biographie, die ich als Sozialwissenschaftlerin in einer Interviewsituation – hier: von den befragten intergeschlechtlichen Menschen – bekomme, würde also recht wahrscheinlich zu einem anderen Erhebungszeitpunkt eine andere Darstellungslogik aufweisen. Zum anderen und gleichermaßen *verzeitlichen* Biographien das Erzählte. Die soziale Wirklichkeit ist zeitlich organisiert, die biographische Konstruktion stellt Zeitlichkeit her, indem sie „sozialen Ordnungen eine Geschichte auf[prägt]“ (Dausien 2012: 162). Biographie erfüllt zweitens die Funktion einer *performativen* Ausdrucksform gesellschaftlicher Konstruktionen. Sie weist mit der Schilderung individueller Deutungsmuster gesellschaftlicher (sozialer) Konstruktionen und der damit verbundenen Normen – beispielsweise Geschlecht als soziale Kategorie – über ihre Grenzen hinaus auf gesellschaftliche Zustände hin (vgl. Alheit 2005) und

21 Dass es sich dabei immer um eine geschichtliche Verzeitlichung handelt, hat Gunter Weidenhaus in seiner Dissertation *Soziale Raumzeit* (2015) noch einmal dezidiert herausgestellt; siehe ausführlich dazu.

ist also Ergebnis interaktiver (sprachlicher) Praxen vor einem bestimmten kulturellen Hintergrund und individueller Ausdruck zugleich.

Eine biographietheoretische Perspektive ist nach diesem Verständnis eine ‚von unten‘; sie nimmt die Konstruktions- und damit Subjektivierungsleistungen von Individuen unter Berücksichtigung des Einflusses gesellschaftlicher Parameter und deren historischer Verortung in den Blick.

[Damit] bedeutet dieser konstruktivistische Aspekt des Biographischen nicht, dass unsere Lebenserfahrung beliebig wäre. Sie bleibt durchaus Produkt unserer sozialen Herkunft, unseres Geschlechts, unserer Ethnizität und der historischen Zeit, in der wir leben – freilich auf unverwechselbar einzigartige Weise. In einer biographischen Erzählung drückt sich deshalb das Besondere eines sozialen Allgemeinen aus. (Alheit 2007: 83)

Es handelt sich bei der Biographieforschung also nachweislich nicht um eine „zufällige wissenschaftliche Vorliebe“ (Dausien 2012: 162), sondern eine Verortung in diesem Forschungsfeld fußt auf der Annahme, dass sich mit Hilfe dieses Verständnisses von Biographien als soziale Phänomene die gesellschaftlich verwobenen Konstruktionsprozesse in besonderer Weise darstellen lassen. Biographie als Konzept bietet damit die Möglichkeit, jenseits des mittlerweile so stark in die Kritik geratenen Identitätskonzepts Subjektivierungsprozesse aufzudecken, indem die biographischen Erzählungen als zwischen individuellem und gesellschaftlichem Konstrukt verortet betrachtet werden. Aus der Perspektive der Erzählenden bedeutet das für die biographische Konstruktion: Es geht in der Erzählung um die Pendelbewegung zwischen dem ICH und dem WIR, die dem DU (verstanden als verallgemeinerte andere) mit Hilfe eines intersubjektiv geteilten Codes, der Sprache, plausibel gemacht werden muss, um Anerkennung *als* biographische Konstruktion zu erhalten.

2.4 ‚Rechenschaft über mich selbst‘: Die narrative Konstruktion des Selbst

Durch aktive, räumlich und zeitlich verortete Selbstthematizierungen wird ein Kontinuitätsgefühl erzeugt (vgl. Straub 1994/95). Im Zuge dieser Selbstthematizierungen werden wiederum Identifikationen vorgenommen, die Kohärenz erzeugen (vgl. Fischer 2000 und im Folgenden Geschlecht als ‚Hintergrundgerüst‘ von Biographie unter II.4.1). Die Annahme, dass Menschen eine fortlaufende narrative Interpretation des Selbst vornehmen, fußt auf der Annahme, dass Menschen sprachliche Wesen sind, derer sie sich bedienen müssen, um ihre Existenz als diejenigen, die sie jeweils sind, zu erklären und gegebenenfalls zu verteidigen. Die Fähigkeit, auf die Frage ‚wer bist du?‘ zu antworten setzt *erstens* voraus, dass das erzählende ‚Ich‘ ein von anderen anerkanntes Subjekt ist²² – es „gibt [...] kein ‚Ich‘ das sich ganz und gar von seinen gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen lösen lässt, kein ‚Ich‘ das nicht schon von moralischen Normen bedingt ist, die als solche gesellschaftlichen Charakter haben“ (Butler 2007: 14); *zweitens* muss das erzählende ‚Ich‘ die Fähigkeit haben, zu erzählen, also „eine Abfolge von Ereignissen mit plausiblen Übergängen wiederzugeben“ (ebd.: 21); *drittens* muss das ‚Ich‘, das erzählt, in einer Beziehung zu bestimmten Normen stehen – fällt es beispielsweise nicht mit diesen zusammen, muss es über diese nachdenken und kommt möglicherweise zu einer gesellschaftskritischen Einsicht über das „Raster für das Menschliche“ (ebd.: 43) – (vgl. Ebd.: 15f.); *viertens* folgt daraus die Fähigkeit zur (kritischen) Distanz zu sich selbst, zur REFLEXIVITÄT (vgl. Ebd.: 25ff.). Die Fähigkeit, auf die Frage „wer bist du“ zu antworten, verlangt also die Fähigkeit, Erfahrungen zu ordnen und zu einer zusammenhängenden biographischen Narration zu konstruieren – in ihren Grundzügen eben jene Definition, die bereits Alheit und Dausien für Biographizität zugrunde legen.

Die alltägliche soziale Interaktion ist geprägt von Geschichten, jeder sprachliche Ausdruck verortet eine Person in bestimmter Weise im sozialen Gefüge. Individuen sind, mit Butler gesprochen, „in einem bestimmten Sinne ‚sprachliche Wesen‘ [...],

22 Diese andere muss aber nicht zwingend eine reale Person sein, der die Geschichte erzählt wird. Es genügt, dass es eine ‚imaginierte Andere‘ gibt, die einen ganzen Horizont von normativen Erwartungen und unbewussten Übertragungen einführt (vgl. von Redecker 2011: 128). Fritz Schütze (1984) stellt heraus, dass di_er Interviewer_in im Erzählfluss als Spiegel für die Reflexion der Lebensgeschichte dient. Si_er wird „*partiell besetzt mit dem verallgemeinerten anderen [sic] der eigenen Identitätsentwicklung; mit dem eigenen Selbst, das dem Biographieträger reflektierend gegenüber tritt; sowie mit signifikanten anderen und zentralen Opponenten aus der eigenen Lebensgeschichte*“ (ebd.: 79; Herv. i.O.).

die der Sprache bedürfen, um zu sein“ (Butler 2006: 9). Sie werden angesprochen und sprechen an, vermitteln ihre Wahrnehmung narrativ. Individuen produzieren einerseits durch Handlungen und Interaktionen immer neue Situationen, die zu Geschichten werden können, andererseits lernen sie aus (selbst erlebten wie erzählten) Geschichten und verhalten sich daraufhin entsprechend. „Und doch handelt man schon, wenn man die Geschichte seiner selbst erzählt, denn Erzählen ist eine Art des Handelns, und diese Handlung wird mit einem allgemeinen oder spezifischen Adressat vollzogen, der bereits in ihr impliziert ist.“ (vgl. Butler 2007: 111). Geschichten sind Sprache und sind damit immer auch Handlung. Die Erzählung der Lebensgeschichte ist immer eine adressierte Erzählung. Menschen erzählen eine anderen Geschichten darüber, wie sie geworden sind, wer sie heute sind; sie organisieren die biographischen Erfahrungen mittels Erzählungen. Diese Ausführung Butlers lässt sich verknüpfen mit Dausiens oben angeführter Aussage, dass die biographische Konstruktion immer auch strukturierend wirkt. Menschen erzählen nicht im ‚luftleeren Raum‘, sondern sind immer in einen sozialen Kontext eingebunden. Das sprachliche Handeln ist damit immer *soziales Handeln*²³. Biographische Erzählungen orientieren sich an „kulturellen Texten“ (Kraus 2000a: 168), richten sich an „erkennbaren Normen der Lebenserzählung“ (Butler 2007: 73) aus und sind damit *an allgemeingültige Regeln der Kommunikation gebunden*. Die erzählte Lebensgeschichte ist die nach intersubjektiv geteilten Regeln vorgenommene Rechenschaft darüber, wie ich geworden bin, wer ich bin und zudem immer der Versuch, eine Rechtfertigung dafür zu liefern, dass ich ein *Subjekt* bin, das es anzuerkennen gilt.

Die Biographieforschung ‚löst‘ diese Frage [nach dem Gewordensein von Geschlecht ohne Substantialisierung oder Naturalisierung; ag] zweifellos nicht im Sinne einer elaborierten Subjekttheorie, aber sie liefert einen Weg zur Bearbeitung der Frage. Dieser besteht darin, die im Biographiekonzept enthaltenen subjekttheoretischen Annahmen, ohne sie normativ festzuschreiben, in eine *empirische Frage* zu verwandeln, nämlich in die Frage, *wie* gesellschaftli-

23 Verstanden im Sinne Max Webers (1976): „Soziales Handeln (einschließlich des Unterlassens und oder Duldens) kann orientiert werden am vergangenen, gegenwärtigen oder für künftig erwarteten Verhalten anderer [...]. Die ‚anderen‘ können Einzelne und Bekannte oder unbestimmt Viele und ganz Unbekannte sein.“ (ebd.: 11) Soziales Handeln ist sinnhaft am Verhalten des *Anderen* orientiertes Handeln (vgl. Ebd.). ich gehe allerdings zudem, wie bereits gezeigt, davon aus, dass das soziale Handeln nicht nur vom Individuum auf die Struktur wirkt, sondern es im Sinne eines dialektischen Verhältnis von Individuum und Gesellschaft am ehesten zu fassen ist – Individuen also nicht nur Struktur/Gesellschaft machen, sondern Struktur auch rückwirkt auf das soziale Handeln der Individuen.

che Individuen in bestimmten historisch-sozialen Kontexten Subjektivität ‚herstellen‘ und welche ‚Modelle‘ sie dabei produzieren und reproduzieren. (Dausien 2012: 165)

Das an der Idee der BIOGRAPHIZITÄT DES SOZIALEN orientierte Verständnis vom Subjekt als durch die narrative Konstruktion kohärent gestaltbar, aber immer verzeitlicht und damit wandelbar, hat die Beziehung von Individuum und Gesellschaft zum Gegenstand. Es bleibt auf der Ebene des Individuums (das mit diesem Konzept eines narrativ konstruierten Selbst auch in ‚postmodernen Zuständen‘ weiterhin „Ich“ sagen kann) gezwungenermaßen offen und unabgeschlossen. Das narrative Selbst wird mit der Erzählung immer wieder neu verhandelt. Wenn ich mich auf das Ich meiner biographischen Erzählung beziehe, richte ich es in jedem dieser Momente neu aus und stecke den Rahmen dessen, wer ich aus welchen Gründen bin, neu. Auf der Ebene der Struktur birgt der Entwurf das Potential, „Anstöße von außen auf *eigensinnige* Weise zur Selbstentfaltung zu nutzen“ (Alheit/Dausien 2000: 277; Herv. ag). Ausgehend davon, dass biographische Konstruktionen zwischen ‚Außenwelt‘ und ‚Innenwelt‘ entstehen, versetzt biographisches Hintergrundwissen prinzipiell in die Lage, den sozialen Raum, in dem ein_e sich bewegt, auszuschöpfen, auf immer neue Weise zu nutzen (vgl. Alheit/Dausien 2000: 276) *und damit unter Umständen auch sukzessive zu transformieren*. Es entsteht damit das Potential, diesen sozialen Raum *in gewissem Maße* mit Handlungsentscheidungen zu beeinflussen: Biographische Konstruktionen haben, so meine These, also immer einen performativen Charakter (s.o.). Indem ich Rechenschaft von mir selbst ablege, erzähle ich über meine Verortung im sozialen Gefüge und bekräftige damit biographisch relevante Handlungen, Deutungsmuster und Entscheidungen, indem ich sie narrativ wiederhole und damit vergegenständliche: Ich materialisiere meine soziale Position, indem ich die bereits gemachten Erfahrungen zum Zeitpunkt der Narration entsprechend ordne. Selbst wenn ich meine Biographie autobiographisch und zum Zwecke der Selbstreflexion verfasse, also ‚im stillen Kämmerlein‘ für mich selbst mein Leben aufschreibe mit dem Anspruch, seinen Verlauf nur für mich allein retrospektiv zu bewerten, tue ich das immer, indem die ‚signifikanten Anderen‘ imaginiert werden. Die Einordnung dessen, wie ich zu dem geworden bin, was ich heute bin, kann nur in Bezug auf Werte und Normen des sozialen Kontextes geschehen, in dem ich mich bewege. Und dennoch weisen biographische Konstruktionen immer auch über das hinaus, was sie beschreiben. Damit haben alle biographischen Konstruktionen, auch solche zum Zwecke der Selbstreflexion, die von niemandem außer mir rezipiert wird, mindestens mittelbar Auswirkungen auf die soziale Realität.

Prägnant zusammengefasst: Erzählen ist sowohl performativ als auch reflexiv (vgl. Dausien 2012: 171). Biographie materialisiert das Verständnis der Erzählenden von sich selbst, qua Wiederholung des Erlebten, aber ohne im Ergebnis in einem monolithischen Gebilde zu verharren. Die biographische Konstruktion stützt

sich auf implizites Wissen, ein Hintergrundgerüst, das die „Anschlussfähigkeit biographischer Problemlagen an bereits akkumulierte Erfahrungen“ (Alheit/Dausien 2000: 275) gewährleistet. Anhand der Reflexion des bisher Erlebten und dessen narrativer Rekonstruktion können Prozesse der inneren Veränderung sichtbar gemacht werden, die immer auch über sich hinausweisen und implizit die Konstruktionsbedingungen der Biographie sichtbar machen (vgl. Alheit 2007). Gleichzeitig kann nie alles erzählt werden: Wir haben nie Zugang zu allen jemals gesammelten Erfahrungen, die narrative Darstellung unseres Selbst bleibt immer im Rahmen des für uns Zugänglichen; biographische Konstruktionen sind in gewisser Weise immer ‚Momentaufnahmen‘ eines Zustandes zum Zeitpunkt der Erzählung und der Aspekte jener Erfahrungen, die im Moment des Erzählens zugänglich sind. Wenn mir nicht alle Aspekte meiner Persönlichkeit immer bewusst und damit zugänglich sind, wird eine ‚authentische narrative Darstellung‘ unmöglich.

Für die vorliegende Untersuchung bemühe ich damit einen biographietheoretischen Ansatz, der über die Rekonstruktion der „reflexiven Selbst- und Weltansicht gesellschaftlicher Subjekte“ (Dausien 2012: 162) die Rekonstruktion vergeschlechtlichter Biographien und damit einen Rückschluss auf die (gesellschaftlichen wie individuellen) Konstruktionsprozesse zulässt. Biographie wird verstanden als gesellschaftlich verortete subjektive Sinnkonstruktion, und gerade Geschlecht stellt einen Kristallisationspunkt einer anerkegnbaren Selbstbeschreibung dar. Es muss auch aktuell noch als eine der wirkmächtigsten Ordnungskategorien unserer Gesellschaft gesehen werden. Judith Butler hat verschiedenste Analysen zur Macht der Geschlechts-Regulierungen²⁴ in unserem Gesellschaftssystem vorgelegt und die damit einhergehende Gewaltförmigkeit normierender Prozesse herausgearbeitet. Ihre Theorie ist deshalb Grundlage für meine sozialtheoretische Grundlage: Die angemessene Beschreibung meiner Annahmen eines (je individuellen) Zugangs zu Gesellschaft per EINKÖRPERTER SOZIALITÄT. Mit Anne Fausto-Sterlings Überlegungen nehme ich im Anschluss an die pointierte Darstellung der Butlerschen DeMaterialisierungstheorie eine ‚Neo-Materialisierung‘ ihrer Theorie vor.

24 Während ihr Aufsatz *Gender Regulations* (2004) mit *Gender-Regulierungen* übersetzt wird, möchte ich im Folgenden bereits meine eigene Perspektive auf ihre Ausführungen ebenso wie auf die Kategorie Geschlecht einfließen lassen, wenn ich mir erlaube, von Geschlechts-Regulierungen zu sprechen. Ich glaube nicht, dass ich damit ihren Ausführungen Gewalt antue oder sie missdeute; die Begriffsverschiebung öffnet bereits den Raum für meine theoretischen Ausführungen.

3. KÖRPER, MACHT, GESCHLECHT: EINGEKÖRPERTE SOZIALITÄT

Dem kulturellen Gedächtnis (und bedauerlicherweise auch den Geschlechterstudien des deutschsprachigen Diskurses) war bis vor etwa zehn Jahren nahezu gänzlich „entglitten, dass man bis weit ins zwanzigste Jahrhundert hinein dritte Körper, nämlich ‚Zwitter‘ oder ‚Hermaphroditen‘ kannte“ (Dietze 2003: 9). Erst seit kurzer Zeit findet eine breitere Auseinandersetzung mit Heteronormativität und ihren Implikationen statt, die über Butlers DEMATERIALISIERUNGSTHESE hinausgeht. Die Rezeption des Butlerschen Theorems wurde im geschlechtertheoretischen Diskurs vor allem für eine körpersoziologische Perspektive fruchtbar gemacht: Die Annahme, dass auch das körperliche Geschlecht derart von sozialen Prägungen durchzogen ist, dass ein unverstellter Zugang zu den (von Butler so benannten) *unwiderlegbaren Erfahrungen* unmöglich ist, hat zwar zu Perspektivverschiebungen auf Geschlechtskörper geführt; Forschungen, die das Durchbrechen der Zweigeschlechtlichkeit zum Thema haben, bleiben im deutschsprachigen Raum bislang aber weiterhin eine marginale Subdisziplin. Möglicherweise deutet sich nichtsdestoweniger der Beginn eines *queer turn* der Geschlechterforschung an. Neben einigen Sammelbänden, die die Auseinandersetzung mit Intergeschlechtlichkeit in Form von nichtmedizinischen, kritischen Beiträgen repräsentieren (vgl. beispielhaft Schmelzer 2013), liefern neben den bereits mehrfach angeführten Dissertationen zu Intergeschlechtlichkeit Monographien wie die Dissertation von Uta Schirmer (2010) und Robin Bauer (2014) kritische Perspektiven auf Zweigeschlechtlichkeit: Die Auseinandersetzung mit heteronormativitätskritischen Phänomenen gewinnt an Raum. Die Berücksichtigung von L(i)ebensweisen jenseits der heterosexuellen Zweierbeziehung löst zwar nicht immer automatisch auch eine Kritik der Zweikörpergeschlechtlichkeit ein, dennoch lässt sich an zahlreiche Überlegungen anknüpfen. Die hier vorgenommene Rahmung von Intergeschlechtlichkeit als soziales Phänomen, mit der ich eine materielle Gebundenheit an den Körper ausdrücklich berücksichtigen möchte (und muss), ist selbstredend eine Auseinandersetzung mit Zweigeschlechtlichkeit (und also Heteronormativität) – und schließt damit an die Diskussionen über Verhältnisse wie die zwischen Körper, Geschlecht, Natur und Kultur an (vgl. Schmitz/Degele 2010: 13f.).

3.1 *matterless matter?* Zur Konstruktion körperlicher Geschlechtlichkeit

Bereits 1984 formulierte Carol Hagemann-White mit Bezug auf US-amerikanische Theorien des *doing gender* (beispielsweise Kessler/McKenna 1978; vgl. 34f.) die so genannte ‚Nullhypothese‘. Sie stellte damit den zu diesem Zeitpunkt auch in Krei-

sen feministischer Forscher_innen radikalen Ansatz zur Diskussion, dass *sex* ebenso wenig wie *gender* einen natürlichen Ursprung hat, sondern beide Anteile der Kategorie Geschlecht sozial konstruiert seien und es damit keine eindeutigen biologischen Kriterien gebe, die eine strikt binäre Klassifikation von Menschen in Mann oder Frau zuließen (vgl. Hagemann-White 1984: 29ff.).²⁵ Diese Position bekräftigt sie 1988 in dem Aufsatz *Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren...*:

Bis heute gibt es keine zufriedenstellende humanbiologische Definition der Geschlechtszugehörigkeit, die die Postulate der Alltagstheorie einlösen würde. [...] Diese Infragestellung der selbstverständlichen Zweigeschlechtlichkeit bedeutet nun keineswegs eine Unterschätzung der Körperlichkeit, sondern vielmehr ein geschärftes Bewußtsein der dichotomen Optik, mit der sie in unserer Kultur wahrgenommen und gelebt wird. [...] Die Zweigeschlechtlichkeit ist zuallererst eine soziale Realität. (ebd.: 228)

Die Unterteilung in die Analysekategorien *sex* und *gender*, die bis dahin vornehmlich dazu diente, nur *gender* als historisch-prozesshafte und damit grundsätzlich fluide soziale Kategorie zu begreifen, während *sex* das relativ stabile, materielle Fundament dafür bietet, wird im deutschsprachigen Diskurs erstmals von Hagemann-White um die kritische Betrachtung der bisher als ‚natürlich‘ gegeben angenommenen biologischen Grundlagen erweitert. Mit dieser Infragestellung biologischer Kriterien der Geschlechtsunterscheidung wird bereits die Geschlechtsbestimmung eines (ungeborenen) Kindes zur sozialen Konvention. Es wird in der deutschsprachigen Diskussion also bereits vor Butlers Überlegungen zur performativen Konstruktion der heterosexuellen Matrix gezeigt, dass das kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit erst die Kriterien der ‚biologischen‘ Unterscheidung zweier Geschlechter hervorbringt, anstatt darauf zu beruhen. Hagemann-Whites Ansatz wurde jedoch kaum rezipiert: Wo Regine Gildemeister und Angelika Wetterer (1992) für die 1980er und 90er Jahre zurecht eine „Rezeptionssperre“ (ebd.: 203) alternativer Theorieentwürfe identifizieren²⁶, beeinflusst diese den Verlauf des Diskurses insofern bis heute, als ihre theoretischen Verdienste nun retrospektiv gewürdigt werden²⁷.

25 Die dort referierten Thesen zur Relativierung des biologischen Geschlechts als eindeutiger Marker für Männlichkeit/Weiblichkeit erörtert die Biologin Kerrin Christiansen (1995) an anderer Stelle ausführlich wie gewitzt für das chromosomale, gonadale, hormonelle und morphologische Geschlecht.

26 Als Begründung nennen sie die „Präferenz [deutscher Frauenforschung; ag] für die Theoretisierung und [...] die Positivierung der Differenz“ (ebd.: 203) und verweisen auf das Verharren der feministischen Sozialwissenschaft im Bereich der Frauenforschung

Bis zum Erscheinen von Butlers *Unbehagen der Geschlechter* (1991) und dessen kontroverser Rezeption im deutschsprachigen Diskurs²⁸ findet nahezu keine tiefere Auseinandersetzung mit der sozialen Konstruktion von als mindestens primär als körperliche Vorgänge verstandenen Phänomenen statt (gemeint sind körperbasierte wie gegen soziale Einflüsse höchst widerständige Phänomene wie beispielsweise die Menstruation, Hunger und Durst, Müdigkeit, Harndrang, Bartwuchs etc.²⁹) – dennoch „beschäftigt sich der feministische Diskurs nicht erst seit Judith Butlers *Körper von Gewicht* (1997) mit der Frage, wie Geschlecht mit all seinen Facetten im Spannungsfeld von Natur und Kultur zu verorten ist“ (Mangelsdorf/Palm/Schmitz 2013: 5). Die Körpersoziologie widmet sich dem Natur-Kultur-Komplex intensiv spätestens seit Foucault und Bourdieu (vgl. Gugutzer 2004: 45) – während der erste für Butler selbst verschiedentlich als theoretischer Bezug und Reflexionsfolie dient, findet der zweite rege Verwendung für eine ‚Verkörperung‘ des Butlerschen Theorems in der Geschlechterforschung³⁰. Daneben hat es bislang verschiedene Versuche der „Erweiterung queer-theoretischer Perspektiven“ (Schirmer 2010: 45) im Sinne Butlers gegeben, zu denen auch die vorliegende Arbeit gezählt werden möchte: Während die oben genannten Erweiterungsangebote in der Regel vornehmlich im Bereich der Kritik der Zweigeschlechtlichkeitsnorm im

statt einer Auseinandersetzung mit der Geschlechterforschung zu Beginn der 1990er Jahre (vgl. Ebd.).

- 27 Das dokumentiert beispielsweise ein Interview mit Hagemann-White in der *Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien*; vgl. Riegel/Baßler 2014.
- 28 Richtungsweisend für die deutsche Butler-Rezeption war die zweite Ausgabe der *Feministischen Studien* im Jahr 1993. Neben Barbara Dudens weithin bekannter Kritik an Butlers Konzept (*Die Frau ohne Unterleib*; vgl. Ebd.: 24-33) und Gesa Lindemanns Plädoyer dafür, „Mikrosoziologie konsequent von leiblicher Subjektivität her zu denken“ (ebd.: 52), die damit Butlers Konzeption einer Materialisierung von Körpern durch regulative Macht die Leiblichkeit entgegenhält, finden sich u.a. Beiträge von Isabell Lorey, Hilge Landweer Stefan Hirschauer, Sabine Hark oder Carol Hagemann-White – die sich von Butler übrigens deutlich und nachdrücklich abgrenzt, wenn sie *Das Unbehagen der Geschlechter* als „höchst oberflächliche[s] und ärgerliche[s] Buch“ (ebd.:69) bezeichnet.
- 29 Der Anteil des Körpers, der als ‚Natur‘ eingeordnet wird (weil sozial nicht unmittelbar beeinflussbar), wird dennoch verstanden als fortwährend im Wandel und nicht grundsätzlich determiniert und starr. ‚Kultur‘ hat auch auf diesen Teil des Körpers Einfluss, seine Fähigkeit zur Anpassung, also Modifikation ist jedoch widerständiger als die jenes Teils, die als kulturell eingeordnet wird.
- 30 Für die fruchtbare Ergänzung von Butlers Theorem um das Habitus-Konzept von Bourdieu vgl. insbesondere die Arbeiten von Susanne Völker (2013a, 2013b), daneben auch Moore (1995), Jäger (2004), Villa (2011), Alkemeyer/Villa (2010).

Sinne von *gender* verstanden werden können oder aber praktische Implikationen zur Veränderbarkeit von (Geschlechter)Normen darstellen³¹, werde ich Butlers Überlegungen für eine sozialwissenschaftliche Intergeschlechtlichkeitsforschung fruchtbar machen, indem ich im Folgenden explizit die oben als ‚sozial widerständig‘ bezeichneten Körpervorgänge in den Blick nehme. Ohne die ausdrückliche Berücksichtigung auch solcher vermeintlich unzugänglicher Abläufe ist jede Beschreibung *intergeschlechtlicher* ErLebenswelten³² eine unangemessene. Die Reduktion des Blicks auf die Kategorie *gender* verkennt, dass *sex* als Kategorie eine Eigenlogik besitzt, die durch die ‚gender-Brille‘ verstellt wird – die Geschichten, die über die Natur erzählt werden, bilden diese eben nicht ab, sondern bleiben komplexitätsreduzierte Geschichten, die die Zweigeschlechtlichkeit als kulturelles System in Körpern materialisieren. Diese Verkürzung der Kategorie Geschlecht führt bei Körpern, die mit dieser *gender*-Brille nicht lesbar sind, zu medizinischen Zurichtungen; paradoxerweise entlarven diese Zurichtungen das Zweigeschlechtersystems als eben nicht natürliches, während sie es gleichzeitig über die Medikalisierung des Anderen herstellen sollen.

„This interpellative work (‘it’s a boy!’, ‘it’s a girl!’) of course, necessarily fails since the intersex body, both pre- and post-surgical inscription, is still, always already, a site of contested being, a locus of ‚embodied becoming‘“ (O’Rourke/Giffney 2009: x).

Kurz: Intergeschlechtliche Körper weisen aufgrund ihrer materiellen Gegebenheiten, die auf bestimmte Weise sozial verortet werden, einen Eigen-Sinn auf, die sich dem kulturellen System der Zweigeschlechtlichkeit in je spezifischer Weise entzieht; egal, ob die Körper medizinisch verändert wurden oder nicht. Eben jene ‚Eigenlogiken‘ sind es, die ich im Zuge dieser Arbeit herausarbeiten möchte. Im Folgenden ziehe ich das Konzept des *EMBODIMENT*³³ heran, um eben jene Eigen-Sinnigkeit von Körpern im Allgemeinen und intergeschlechtlichen Körpern im Besonderen theoretisch einholen zu können.

31 Vgl. Schirmer 2010 und darin insbesondere S. 21-79.

32 Hier und mit Blick auf meine Erhebungsgruppe – aber auch darüber hinaus – bezogen auf jene GeschlechtsBiographien, die medizinischen Zugriffe erlebt haben, die nicht explizit ihrem Wunsch entsprachen und/oder sich auf die Annahme bezogen, ihr Körpergeschlecht sei eine ‚Störung‘ der eigentlichen Geschlechtsausprägungen und damit zu medikalisieren.

33 Eine prägnante Systematisierung der Ansätze, die seit einiger Zeit unter dem Label *embodiment* zusammengefasst werden, nehmen Sigrid Schmitz und Nina Degele (2010) vor.

3.2 *embodied matter*: Den Körper neo-materialisieren

Embodiment, schreiben Schmitz und Degele (2010), sei „als Begriff für die Sortierung der Auseinandersetzung [mit dem *sex-gender*-Dualismus; ag] in Mode gekommen“, allerdings sei „nicht immer eindeutig, was damit jeweilig gemeint und auf welcher Ebene der Begriff angesiedelt ist“ (beide ebd.: 13). In ihrer Auseinandersetzung stellen sie *embodiment* als statischen Begriff heraus, der „lediglich Zustände oder Ergebnisse von Verkörperungsprozessen beschreib[t]“ (ebd.: 19). Sie entwickeln deshalb den Begriff des *Embodying*, mit dem sie die Prozesshaftigkeit von Verkörperung einfangen möchten. Schmitz und Degele schlagen damit letztlich eine Verzeitlichung von Anne Fausto-Sterlings Ansatz vor (s.u.) und verstehen unter *Embodying* „*Prozesse der Verkörperung von Gesellschaft und Vergesellschaftung körperlicher Materialität zwischen/jenseits von Konstruiertheit und Determinierung*“ (ebd.: 31; Herv. i. O.). Ich halte ihren Vorschlag für äußerst brauchbar, er setzt jedoch mit der Betonung der Prozesshaftigkeit eine methodologische Prämisse, die mit meiner biographietheoretischen Fundierung nicht zusammengehen: Prozesse benötigen einen chronologischen Zeitbegriff, während Biographien ein geschichtliches Zeitkonzept aufweisen (vgl. Weidenhaus 2015: 25ff.); mein theoretischer Entwurf muss also ein anderes Zeitkonzept zugrunde legen, wenn ich ihm Erfahrungsaufschichtungen und Biographizität zugrunde lege. Auch inspiriert von der Forschung Karen Barads (2012) verstehe ich die biographische Konstruktion als eine räumlich und zeitlich abhängige Neuerschaffung biographischer Zeit und damit die Verzeitlichung von Biographien als je kontextabhängige Konstruktion. Im Folgenden stelle ich zunächst Butlers Performativitätstheorie entlang ihrer Perspektive auf Körper vor (3.3), um ihren Ansatz anschließend mit dem *embodiment*-Ansatz von Anne Fausto-Sterling (3.4) zu verbinden. Dies stellt den Versuch dar, der angemessenen Beschreibung der oben bereits angedeuteten ‚sozialen Widerständigkeit‘ des Körperlichen näher zu kommen – in dem Bewusstsein, dass eine sprachliche Repräsentation in Form von biographischen Konstruktionen nie eine kongruente Repräsentation von Körpervorgängen sein kann.

Ich werde nun zunächst und im Bewusstsein des „dezidierten Gegenwartsbezug[s]“ (Redecker 2011: 15) von Butlers jeweiligen Analysen eine Beschreibung der Rolle des Körpers in performativen Prozessen vornehmen, die der eingeschränkten Reichweite der Gültigkeit ihrer einzelnen Analysen gleichsam ein ‚Destillat‘ der Performativitätstheorie gegenüberstellt, das die grundlegenden gemeinsamen Aspekte aller Werke heranzieht.

3.3 Materialisierung und Erfahrung: Die Performativitätstheorie

Unbestritten bleibt für Butler auch über die Zeit, dass *sex* ebenso wie *gender* sozial-sprachlich hervorgebracht und also unter *gender* zu subsummieren ist. Durch die stete Wiederholung der Normen in der Sprache (und später auch: in sozialen Prozessen), die festlegen, wie sich (je räumlich und zeitlich abhängig) Männlichkeit und Weiblichkeit gestalten, werden diese derart tiefgängig auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens verwoben, dass sie als vermeintliche Naturtatsache erscheinen; der (vergeschlechtlichte) Körper (*sex*) wird dabei als das vordiskursive Fundament für soziale Ausformungen des jeweiligen Geschlechts (*gender*) verhandelt, das den Körper in bestimmter Weise lesbar werden lässt, ihn im Sinne der Normen materialisiert (Butler 1997: 21ff.). Die Geschlechts-Regulierungen binden Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität zirkulär aneinander und verwerfen alle Individuen, die jenseits der Grenzen der vernetzten Struktur der Summe aller Normen des Diskurses verortet sind, die Menschen in dieser Gesellschaft zu Männern oder Frauen macht (*abjection*). Identität ebenso wie das Subjekt sind also keine feststehenden, starren Gebilde, in die sich Kultur einschreibt, sie sind *Knotenpunkte* der Kräfte-, Sichtbarkeits-, Aussagelinien sowie verschiedenen, das Netz weiterhin dynamisierenden ‚Störungslinien‘ (vgl. Deleuze 1991) im Koordinatensystem der HETEROSEXUELLEN MATRIX, jener Verschränkung aller performativen Verordnungen, die sie intelligibel machen. Die eigene Subjektivität entsteht über die Zeit mittels innerer und äußerer Differenzierung einerseits und Verwerfung andererseits.

Geschlechts-Regulierungen

DIFFERENZIERUNG meint bei Butler zum *ersten* die Binnendifferenzierung der verschiedenen sich wechselseitig bedingenden Anteile (innerlich), zum *zweiten* die Unterscheidung der eigenen Subjektformierung von anderen ebenso wie die Abgrenzung von solchen Subjektformierungen, die mittels der (Geschlechter-)Normen verworfen wurden und zum *dritten* den Ausschluss des Verlusts des eigenen Subjektstatus‘ (äußerlich; vgl. Butler 2010: 133). Als VERWERFUNG definiert sie das Abwerfen jener „Dimensionen des Selbst [...], die bestimmten durch die Normen des menschlichen Subjektseins vorgegebenen Gestaltungen nicht entsprechen“ (Butler 2010: 132). Während also das Subjekt nur über Differenzierungs- und Ausschlussvorgänge anhand gültiger Normen materialisieren kann, kann es gleichzeitig andere nur (an)erkennen und benennen, indem es auf diese Normen Bezug nimmt:

Wir haben es mit einer Begrenzung im Kern der normativen Konstruktion selbst zu tun, die eine Funktion der Iterabilität und der Heterogenität der Norm ist, ohne die sie ihre formierende Arbeit nicht leisten kann und die zugleich die Endgültigkeit aller ihrer Wirkung beschränkt. (Butler 2010: 12)

Die Summe der Regulierungsmechanismen, mit denen Geschlecht in unserer Gesellschaft normalisiert wird, folgt einer eigenen Logik; die regulierende Macht, wie Foucault sie postuliert, ist laut Butler selbst schon vergeschlechtlicht und Geschlecht geht nicht in ihrer Beschreibung auf (vgl. Butler 2009: 72f.): Sie weist *gender* als Norm aus, die ihr „eigenes, unverwechselbares regulatorisches und disziplinarisches Regime erfordert und einführt“ (ebd.: 73) und damit nicht innerhalb, sondern neben, mit und jenseits des regulatorischen Apparates der Foucaultschen Macht wirkt. Geschlecht als Norm und Regulierungsapparat ist damit nicht nur Handlungsanweisung für eine angemessene Nachahmung eines Ideals (welche notgedrungen immer scheitern muss), sondern durch sie werden die Vorstellungen davon, was männlich und was weiblich ist, (re)produziert und naturalisiert: Normen ermöglichen erst den Gedanken an einen Menschen, der der Anerkennung und Repräsentation wert ist (vgl. Butler 2010: 130). Die heterosexuelle Matrix ist nach Butler das Regulativ, das Individuen Anerkennbarkeit zu- oder abspricht, sie „geht dem Zum-Vorschein-Kommen des ‚Menschen‘ voraus“ (Butler 1997: 29)³⁴. Das binäre System von Geschlecht produziert „einen selektiven Sinn dafür, wer menschlich ist und wer nicht, welches Leben lebenswert ist und welches nicht“ (Butler 2009: 14). Diese Modi der Erzeugung von Anerkennbarkeit gehen der Anerkennung voraus – es kann damit zwar nicht-anerkannte Subjekte geben, Subjekte existieren jedoch gleichzeitig nie unabhängig von den Bedingungen der Anerkennbarkeit (vgl. Butler 2010: 11f.). Was bei Butler bis *Die Macht der Geschlechternormen* als ein Modell mit klaren Grenzen zwischen den Geschlechtern gelesen werden kann (vgl. Engel 2002: 31), öffnet sie in *Raster des Krieges* hinsichtlich der Möglichkeit einer ‚teilweisen Intelligibilität‘: Wenn eine Person also beispielsweise kein zuordenbares Geschlecht hat, so kann sie dennoch Geliebte_r, Freund_in, Verwandte_r etc. sein, ohne dass diese Statüs angegriffen würden. Hingegen werden Positionen, die unmittelbar abhängig vom Vorhandensein eines Geschlechtsstatus‘ sind, wie beispielsweise Lohnarbeiter_in, Bürger_in oder Versicherte_r, durch den Bruch mit der Norm verunmöglicht.

Dem VERWORFENEN wird von Butler (2007) – unter Rückgriff auf die psychoanalytische Figuren der *abjection* von Julia Kristeva und der *foreclosure* nach Lacan (vgl. Engel 2002) – die Gefahr zugeschrieben, bei Wiedereintritt in das Feld

34 Zu beachten ist unter Berücksichtigung des Postulats posthumanistischer Werte des (queer)feministischen Diskurses (vgl. Braidotti 2014), dass Butler (1993) im englischen Original von ‚human‘ spricht, wenn es im Deutschen ‚Mensch‘ heißt. Gerade mit Blick auf ihre Subjektkritik sollte m.E. mitgedacht werden, dass es hier mindestens um einen impliziten Verweis auf das humanistische Subjekt handelt und eine weitere notwendige Lesart der Butlerschen DeMaterialisierungsthese damit wäre, dass sie eine Kritik humanistischer Werte formuliert.

des Sozialen bisher gültige Subjektivationen auszulöschen. Im Subjekt selbst geschieht diese Auslöschung, indem eine Psychose entsteht (vgl. Ebd.: 335f.). Ähnlich zu denken wäre demnach die Zerstörung der Summe der Normen, die Menschen zu Männern und Frauen macht, als eine Art ‚Psychose auf der Ebene des Sozialen‘: Das bisherige Verhältnis von Sozialem und Wirklichkeit wird zerstört, unlesbar und durch den Eintritt neuer, bis dato unintelligibler sozialer Phänomene grundlegend verändert. Engel kritisiert zu Recht, dass Butler den Übertrag der psychoanalytischen Figur auf das Soziale bruchlos vollzieht und damit „sozialen Subjekten auf[bürdet], die hegemonial-phobischen Phantasien zu inkarnieren“ (ebd.: 30). Engel stellt mit der Kritik des Butlerschen Verwerfungs-Modells heraus, dass Butler Kristevas und Lacans Begriffe kombiniert, ohne die sich widersprechenden Rahmenbedingungen einzubeziehen: Während Kristevas *abjections* Symbolisierungen ausbilden, die abwehren, was eine Verwerfung ins Bewusstsein holen könnte, zeichnen sich Lacans *foreclosures* dadurch aus, dass sie gar nicht symbolisiert werden, sondern im Unbewussten verbleiben (vgl. Ebd.: 30). Ich möchte das Verworfenen hier für die Verortung der Intergeschlechtlichkeit im sozialen Raum stattdessen, wie von Engel vorgeschlagen, als imaginäre Figur verstehen, die für die Herstellung sozialer Wirklichkeit ebenso wie die Techniken der Subjektkonstituierung soziale Relevanz entfalten (vgl. Ebd.: 29f.): Würde Intergeschlechtlichkeit als soziales Phänomen, das sich zur bestehenden Zweikörpergeschlechtlichkeitsnorm positioniert in einer Weise, die dieses fundamental in Frage stellen kann, weiterhin und bis zur umfassenden Wahrnehmbarkeit als ‚Anderes‘ zum ‚Normalen‘ in den Bereich des Les- und Denkbaren vordringen, könnte das eine Veränderung der Geschlechternormen bedeuten, die unsere soziale Struktur fundamental und nachhaltig beeinflusst. Die grundlegenden Kriterien der Subjektbildung (geschlechtliche Anrufung nach der Geburt und die Institutionalisierung des jeweiligen Geschlechts durch die Meldung als Bürger_in nach dem PStG sowie alle weiteren sozial verorteten Wiederholungen der geschlechtlichen Positionierung von Subjekten) würden in Frage gestellt. Verliert sich dadurch im radikalsten Fall die Kategorie Geschlecht als Ordnungsprinzip, muss die Struktur der Gesellschaft grundlegend transformiert werden. Dies geschieht bereits *andeutungsweise* (wenn auch nicht mehr als das und mit zweifelhaftem Erfolg), wenn die Auslassung des Geschlechtseintrags bei ‚intersexuellen‘ Neugeborenen möglich ist. Wenn also eine Rückkehr des Verworfenen, Ausgeschlossenen in die Matrix gelingt (*Widergänger des Ausgeschlossenen*, vgl. Butler 2010: 133), stellt es mit ihrem Anspruch auf einen Subjektstatus das Konzept des Subjekts, wie es bislang materialisiert wurde, grundlegend in Frage. Die konstituierenden Mechanismen der Differenzierung und Verwerfung in ihrer bisherigen Form werden durch diesen Prozess leer. „Das Subjekt ist immer außer sich, ein anderer, denn seine Beziehung zum anderen ist wesentlich für das, was es ist“ (ebd.: 53).

Die Geschlechts-Normen werden an Menschen herangetragen, die jene im Sinne der jeweiligen geschlechtlichen Zuschreibung zitieren, um einer gesellschaftlichen Verwerfung zu entgehen. Die Norm „besteht nur in dem Ausmaß als Norm fort, in dem sie *in der sozialen Praxis* durchgespielt und durch die *täglichen sozialen Rituale des körperlichen Lebens* und in ihnen stets aufs Neue idealisiert und eingeführt wird“ (Butler 2009: 85; Herv. ag). Die soziale Interaktion auch der Körper erhält bei Butler damit nun einen entscheidenden Stellenwert für die Materialisierung von Normen durch die Wiederholung; Performativität ist auf „Praktiken und Handlungen“ (ebd. 73) als die Repräsentation inkorporierter Geschlechternormen angewiesen.

Parodie

Die performative Reproduktion der Geschlechternormen materialisiert sich in körperlichen Repräsentationen ebenso, wie körperliche Repräsentationen im Sinne der Zweigeschlechtlichkeit gelesen und alle Abweichungen entsprechend als unnorm und also pathologisch eingeordnet werden. Durch den regulatorischen Apparat von *gender* geht zwar „die Produktion und Normalisierung des Männlichen und Weiblichen vonstatten“ (ebd.: 74), die heterosexuelle Matrix ist aber nie nur das Männliche und das Weibliche. *Gender* weist immer über die Zweigeschlechtlichkeit hinaus und bewahrt die Möglichkeit der Überschreitung der Binartität. „[J]eder Widerstand gegen die Norm [ist] bereits in der Norm enthalten und für ihr Funktionieren von entscheidender Bedeutung“ (ebd.: 89). Alle „Spielarten von Gender“ (ebd.: 74) jenseits dieser kontingenten Binartität sind genauso Teil davon und ermöglichen die prozesshafte, sich immer wiederholende und fortsetzende Sedimentierung der normativen Prinzipien männlich – weiblich. Über die diskursive und damit Normen reproduzierende Anrufung (*Anerkennung* durch Identifizierung) eines Körpers wird dieser als intelligibel markiert. Verworfene Körper können, auch wenn sie nicht intelligibel sind, dennoch immer nur in Abhängigkeit von der INTELLIGIBILITÄT benannt und gelesen werden:

Eine außerhalb der Sprache gelegene Materialität zu postulieren bedeutet indes, jene Materialität noch zu postulieren, und die so postulierte Materialität wird das Postulieren als ihre konstitutive Bedingung beibehalten. [...] Man kann sich also nicht außerhalb der Sprache begeben, um Materialität an sich und von selbst zu begreifen; vielmehr vollzieht sich jedes Bemühen, auf Materialität Bezug zu nehmen, über einen signifikatorischen Prozeß, der in seiner Phänomenalität stets schon materiell ist. (Butler 1997: 103f.)

Butler formuliert hier einen entscheidenden Aspekt ihrer Performativitätstheorie: Sie geht davon aus, dass alle Aspekte, die sich auf den Körper beziehen, sprachlich repräsentiert sein müssen, damit wir einen Zugang dazu haben. In diesem Sinne sind die Normen, die Individuen zu Männern oder Frauen subjektivieren, indem sie

laufend wiederholt werden, sprachlich verankert; die Materialisierung des Körpers wäre demnach eine Wirkung des Diskurses um *gender*. Auf dessen Regime bezieht sie sich, wenn sie herausstellt, dass Körper nur in Abhängigkeit des Wirkungsbereichs von *gender* zu fassen sind und die Regulierung durch *gender* Prämisse für die kulturelle Intelligibilität ist; jede Abweichung provoziert eine Zurichtung durch regulative Diskurse mittels Pathologisierung, Kriminalisierung, Diskriminierung und Ausschluss (vgl. Ebd.: 95). Das ‚Ich‘, das im und durch den Körper subjektiviert ist, ist damit immer „durch die Normen geschaffen und von den Normen abhängig“ (Butler 2009: 12), inkorporiert es die Norm nicht in anerkannter Form, droht „die Lebensunfähigkeit, die komplette Auflösung“ (ebd.). Kann ein Körper im Sinne der sozialen Geschlechter-Normen nicht benannt, angesprochen werden, wird ein lebenswertes Leben in Frage gestellt³⁵ – gleichzeitig hat ein solcher Körper aber die Möglichkeit, durch RESIGNIFIZIERUNG „die naturalisierte Binarität zu überschreiten“ (ebd.: 72). Diese Möglichkeit der Subversion fasst Butler mit dem Konzept der PARODIE.

Butler [...] betont einerseits, dass performative Anrufungen nie ohne ihre Indexikalität, ihre Eingewobenheit in den diskursiven Deutungszusammenhang wirksam, intelligibel und erkennbar, d. h. wahrnehmbar sind. Zugleich aber sind performative Akte nicht einfach Wiederholungen diskursiver Setzungen, ihnen sind immer auch Verschiebungen und andere, nichtautonome Sub-Versionen inhärent. (Völker 2008: 94)

Butler stellt in *Das Unbehagen der Geschlechter* (1991) heraus, dass möglicherweise die Tatsache, einen zwischengeschlechtlichen Körper zu besitzen, die klare Trennung der Genitalien von den begehrten Objekten und der geschlechtlich bestimmten Identität „erheblich erschwert“ (ebd.: 149) und über die Resignifizierung bereits vergeschlechtlichter Körperteile eine Anmaßung begeht, die Butler als „freies Spiel der Attribute“ bezeichnet: Hercule Barbin³⁶, so ihre Analyse, entlarvt mit ihren Bezeichnungen und Praktiken gerade aus der Position eines zwischengeschlechtlichen Körpers die determinierende Bestimmung und Unveränderlichkeit

35 Dieser Aspekt materialisiert sich gegenwärtig in der aufkeimenden Diskussion um die Ermöglichung von Spätabtreibungen intergeschlechtlicher Föten im US-amerikanischen Diskurs; vgl. beispielhaft dazu Holmes 2008 und aktuell in der deutschsprachigen Auseinandersetzung Feuerlein 2015.

36 Foucault (1998) veröffentlicht und kommentiert Hercule Barbins Lebensgeschichte in *Über Hermaphroditismus*. Auf seine Auslegungen zur Biographie Barbins ebenso wie auf seine Schlüsse in *Sexualität und Wahrheit* (1983) nimmt Butler im zitierten Abschnitt ihrer Arbeit kritisch Bezug. Zur Auseinandersetzung mit Foucaults Publikation aus Perspektive der Intergeschlechtlichkeitsforschungen vgl. Koch 2014.

des körperlichen Geschlechts ebenso wie die Trennung von hetero- und homosexuellem Begehren als Illusion (vgl. Ebd.: 151). Butler bietet mit dem oben genannten Beispiel damit erstens implizit eine Erklärung für die oben skizzierten Konfusionen einiger Wissenschaftler_innen insbesondere des 19./20. Jahrhunderts, Begehren, Körper und Geschlecht(sidentität) systematisch voneinander zu trennen; zweitens verweist sie implizit auf die Machtstrukturen der heterosexuellen Matrix.

Körperliche Vorgänge lassen sich damit nur insofern verbalisieren, als mit existenten sprachlichen Konventionen operiert wird. Kessler (1998) beschreibt beispielsweise zu Beginn von *Lessons from the Intersexed Alex*, dessen ‚Intersexualität‘ erst in der Pubertät diagnostiziert wird, als er unregelmäßig aus seinem Penis menstruiert (vgl. Ebd.). Hier zeigt sich, dass nur mit existierenden sprachlichen Mitteln (unregelmäßig – Penis – menstruieren) beschrieben werden kann, was mit Alex geschieht. Es gibt kein Vokabular für diese aus der Norm fallende Erscheinung einer wiederkehrenden Blutung im Bereich des Unterbauches eines intergeschlechtlichen Körpers. Trotzdem hat diese Beschreibung insofern transformatives Potential, als die Resignifikation der geschlechtlich konnotierten Körperteile und -vorgänge Irritation erzeugt, indem sie aus ihrem naturalisierten Kontext gerissen werden. Damit ist auch der Körper, nicht nur der Phallus, eine Idealisierung, also das imaginierte Original, „die kein Körper angemessen erreichen kann“ (Butler 1997: 127), weil jeder Versuch, ein postuliertes Original zu imitieren, als Imitation das Imitierte erst (re)produziert (vgl. Butler 1996: 27). Auch der vergeschlechtlichte Körper wird, aus der Perspektive heteronormativitätskritischer Forschung, zu einer solchen Idealisierung. Jede Imitation wird so zum Original, indem sie herstellt, was die Norm ist – und das Original wird zu einem „übertragbare[n] Phantasma“, dessen „naturalisierte Verknüpfung [...] durch eine aggressive Reterritorialisierung in Frage gestellt werden“ (Butler 1997: 127) kann. Die Parodie als gebrochene Wiederholung der Geschlechtnorm stellt das Konzept vom ‚wahren‘ Geschlecht als Illusion heraus, weil es keine „sekundären Konsequenzen gibt, die seine Originalität rückwirkend bestätigen“ (Butler 1996: 27) – stattdessen reproduzieren nicht-heterosexuelle Individuen die sozialen Geschlechternormen und markieren sie gerade durch die normenbrechende Imitation als „phantasmagorische Idealisierung“ (ebd.: 26).

Schirmer stellt heraus, dass „Butler die Frage nach der prinzipiellen Veränderbarkeit dessen, was die Wirklichkeit von Geschlecht ausmacht, [...] implizit als eine [konfiguriert], die auf Erfahrung bezogen ist“ (Schirmer 2010: 26), und wenn Butler in *Raster des Krieges* (2010) herausstellt, dass „jede Konstruktion von Leben Zeit braucht“ (ebd.: 12), verweist das ein weiteres Mal darauf. Schirmer fokussiert ihren Punkt im Sinne ihres Gegenstandes auf die „Erfahrung, in der sozialen Welt als ‚unmöglich‘, ‚unwirklich‘ und ‚illegitim‘ zu gelten“. Meinem Verständnis nach lässt sich dieser Erfahrungsbezug ausweiten auf alle Individuen (auch die intelligenten), die im Verhältnis zu den Normen stehen. Der fragile Prozess der Materiali-

sierung von Normen in Körpern durch die Wiederholung bleibt meines Erachtens nie vollständig präreflexiv. Der Umstand, dass ‚Geschlecht für alle Mitglieder dieser Gesellschaft im Prinzip verfügbar, selbstverständlich und jederzeit abrufbar ist‘ (s.o.), bedeutet nicht, dass Geschlecht immer und ausschließlich auf der Hinterbühne abläuft. Die Tatsache, dass jede Person auf die Frage, was einen Mann oder eine Frau ausmache, eine Reihe von Eigenschaften, Symbolen, körperlichen Ausprägungen oder Vorgängen etc. nennen kann³⁷, verweist darauf, dass alle Individuen die Fähigkeit haben, ihre Verhaltensweisen im Sinne eines imaginierten biologischen Fundaments zu vergeschlechtlichen ebenso, wie sie eigene und die Verhaltensweisen anderer anhand ihres Alltagsverständnisses von Geschlecht in einem binären Raster systematisieren und abhängig vom zugeschriebenen Geschlecht bewerten, anerkennen oder ablehnen. Dieser Vorgang ist nur möglich durch die Anhäufung von ERFÄHRUNGEN.

Körper

Der Zweigeschlechtlichkeitsdiskurs ist die Bedingung für das Erscheinen von Körpern als intelligible (männliche oder weibliche) Körper, ist jedoch nicht befähigt, Körper als solche zu erzeugen. Der materielle Körper geht nie ganz in der Sprache auf. In *Körper von Gewicht* (1997) führt Butler hierfür die PRIMÄREN, UNWIDERLEGBAREN ERFÄHRUNGEN an: „leben und sterben, essen und schlafen, Schmerz empfinden und Freude verspüren, Krankheit und Gewalt erleiden“ (ebd.:15)³⁸:

[U]nd diese ‚Tatsachen‘, so könnte man skeptisch erklären, können nicht als bloße Konstruktion abgetan werden. Sicherlich muß es *eine Art von Notwendigkeit geben, die mit diesen*

37 Diese Passage ist gleichsam empirisch rückgebunden an ein wiederholt durchgeführtes ‚Experiment‘ in Seminaren: Im Verlaufe der Seminare, meist in der Einführungssitzung, wurden die Teilnehmer_innen gefragt, was Männer/Männlichkeit und Frauen/Weiblichkeit ausmache. Die Antworten waren vielfältig wie einfallreich und eine wunderbare Demonstration dafür, dass Geschlecht als Strukturkategorie mit allen Bereichen unseres sozialen Lebens verwoben ist. Ein herzlicher Dank geht hiermit an alle Studierenden, die sich an diesem ‚Experiment‘ in meinen Seminaren (und denen einiger Kolleg_innen) so kreativ und vielgestaltig beteiligt haben.

38 Butler rekurriert hier meines Erachtens auf zwei Gruppen von Erfahrungen. Einerseits nennt sie Erfahrungen, die bereits der normativen Auslegung unterworfen sind, welche Erfahrungen als jene gewertet werden und welche nicht, andererseits auf körperbasierte Vorgänge, die gewissermaßen unwiderlegbar *sind*: Während es vorstellbar ist, bis zu einem gewissen Grad unabhängig von der körperlichen Erfahrung zu konstruieren, was Krankheit eigentlich bedeutet, ist Sterben (oder sein Endpunkt, der Tod) m.E. in letzter Konsequenz frei von einer derartigen Möglichkeit der Auslegung.

primären und unwiderlegbaren Erfahrungen einhergeht. Dies steht außer Frage. Aber die Unwiderlegbarkeit der Erfahrungen besagt keineswegs, was es bedeutet, Erfahrungen zu bestätigen, und mit welchen diskursiven Mitteln dies zu erfolgen hat. (Butler 1997: 15; Herv. ag)

Sie betont, dass die Materialität von Körpern nicht negiert werden kann und dass es jene unwiderlegbaren Erfahrungen *gibt*, die den Körper als Ursprung dieser Erfahrungen markieren. Sie stellt jedoch heraus, dass über diese Materialität nur mittels sozialer und historisch gewachsener Normen gesprochen werden kann.³⁹ Später fügt sie hinzu, dass Körper angesichts dieser „unabdingbare[n] Merkmale“ nur als begrenzt gedacht werden können. Das meint zweierlei: Einerseits bezieht sich diese Aussage explizit auf die physische Begrenztheit, die „phänomenologische Struktur des körperlichen Lebens als solche[m]“ (beide: Butler 2010: 35). Andererseits sind Körper immer sterblich, verletzbar und verletzlich, indem sie von Krankheit oder Gewalt bedroht sind; sie sind damit über die Zeit und zeitlich begrenzt.

Wie sich diese Notwendigkeit unwiderlegbarer Erfahrungen darstellt, wird von Butler nicht erläutert. Stattdessen stellt sie die Materie des Körpers als vernaturalisierte Konstruktion heraus. Der Körper bleibt in ihrem Theoriegebäude auf Äußerlichkeit beschränkt, innere Vorgänge finden als solche keine Repräsentation, sondern werden in ihrer sprachlichen Repräsentation ‚veräußerlicht‘. Die Konfiguration des Körpers ist das Ergebnis der Verschränkung des Körpers mit sozialen und Umweltbedingungen. Er ist „gesellschaftlichen Gestaltungskräften und Formierungen“ (ebd.: 11) ausgesetzt. Es gibt damit keinen Zugriff auf den Körper, der nicht schon Teil seiner (sozialen) Materialisierung wäre; er „steht mit der Sprache in einem ständigen Zusammenhang“ (Butler 1997: 104), ohne jedoch in der Sprache aufzugehen. Butler stellt damit letztlich alles, was intersubjektiv über den Körper erfahren werden kann, als sprachlich vermittelt heraus. Auch wenn sie eine Materialität zugesteht, die irgendwie über diese sprachliche Vermitteltheit hinausgeht, so hält sie jedoch fest, dass diese voraussetzen „die Möglichkeit [unterminiert], daß die Sprache imstande sein könnte, diesen Bereich radikaler Alterität anzugeben oder ihm zu korrespondieren [sic]“ (ebd.: 103f.). Auch soziale Handlungen fallen damit ihres Erachtens genau dann aus dem Wirkungsbereich des Menschlichen, wenn sie nicht verbalisiert werden können. Was aber ist mit den Körperrepräsentationen von Schmerz? Oder der Wirksamkeit der Interaktion und dem Empfindungsvermögen von Körpern bei sexuellen Handlungen? Ebenso wenig, wie *sex in gen-*

39 Paula-Irene Villa (2003) bemerkt hier unterstützend, dass der medizinische Zugang zum Körper immer über Vergegenständlichungen zur Einordnung des Körpers als krank-gesund, normal-anormal funktioniert: Tabellen, Mittelwerte und Normbereiche ermöglichen die Beschreibung des medizinischen Zustandes des Körpers (vgl. Ebd.: 90).

der aufgeht oder *gender* in der Sprache, geht der Körper in der Sprache auf. Die Materialität hat eine Eigenlogik, die zwar irgendwie sprachlich vermittelt werden kann, jedoch nicht mit dieser Repräsentation deckungsgleich ist.

Es ist also notwendig, sich damit auseinanderzusetzen, dass Menschen, die über den Körper reden, über *etwas* reden.

also mir war dann, von jetzt auf gleich total schwindelig trotz dieser ganzen Hormone die ich da nehmen musste, [...] es hat alles nicht mehr funktioniert, (1) ähm, mit Schweißausbrüchen, und mit ähm: (2) mit solchen Wahrnehmungsstörungen, [...] ähm, hab, (2) vergessen wie man spricht, (2) ((lachend)) /hab irgendwie/ nicht mehr. richtig reden können, (1) wenn ich was sagen wollte denn kam das nur so=n, so=n Polter und Gestotter, [hm,] ja, war irgendwie wie, (2) weiß ich auch nicht. (2) ähm. (2) wie, **behindert**. (2) wollte was sagen und konnte es nicht mir fielen die Worte nicht ein. (3) vielleicht **fehlten** mir einfach die Worte kann ich nicht anders sagen [mhm] vielleicht wars das. (Rasloa)

Rasloa, eine der Befragten, versucht hier, physische Vorgänge zu versprachlichen, die nicht sprachlich (oder allgemeiner gefasst: kognitiv) kontrolliert werden können. Besonders deutlich wird dies in der Reflexion des Geschehenen „vielleicht **fehlten** mir einfach die Worte kann ich nicht anders sagen“. Sie stößt hier an die Grenzen dessen, was sich sprachlich repräsentieren lässt und versucht dennoch, dieses *Etwas* zu umreißen. Tatsächlich versucht Butler jenes *Etwas* auch selbst zu greifen, wenn sie über David Reimer (s.o.) schreibt: „[W]ir könnten sagen, es gibt irgendeinen Kern des sprechenden Subjekts, des Subjekts, das jenseits des Sagbaren spricht, und dass es diese Unsagbarkeit ist, die Davids Sprechen markiert“⁴⁰ (Butler 2009: 120) oder konstatiert, dass der Körper das Medium ist, über das Geschlecht anderen Menschen offengelegt, in soziale Prozesse integriert und in den es über die kulturellen Normen eingeschrieben werden kann (vgl. Ebd.: 40). Der Körper scheint bei Butler zwar über die Sprache hinaus eine Position zu bekommen, wenn sie von ihm als „[d]ie Haut und das Fleisch“ (ebd.: 41) schreibt, das Berührungen und Gewalt ausgesetzt ist; Intelligibilität und damit die Existenz allen Körperhandelns ausschließlich vermittelt der formenden Sozialität behalten jedoch den entscheidenden Stellenwert. Sie schreibt, dass der Körper „unweigerlich eine öffentliche Dimension“ hat, weil er „im Schmelztiegel des sozialen Lebens geformt“ wird (beide ebd.). Sicherlich ließe sich diese Forschung auch recht unproblematisch ausschließlich mit der Butlerschen Performativitätstheorie absolvieren. Mein Ziel ist es jedoch, die Schilderungen körperlichen Erlebens ernst zu nehmen und ihnen

40 Dieses Zitat ist eines neben verschiedenen anderen Beispielen dafür, dass sich mit *Macht der Geschlechternormen* an bestimmten Stellen Essenzialisierungen einschleichen, denen Butler mit ihrer Theorie zu jenem Zeitpunkt letztlich nicht gerecht werden kann.

einen angemessenen Raum zu geben, statt sie auf ihre Funktion als ‚Interpretationshilfen‘ für die eigentliche biographische Konstruktion zu reduzieren. Die biographische Konstruktion ist auch immer Ergebnis körperlicher Vorgänge und Erlebnisse. Möchten also die Biographien intergeschlechtlicher Menschen, die Dreh- und Angelpunkt dieser Arbeit sind, *angemessen* dargestellt werden, braucht es eine Theorie, die dieses *Etwas* einzuholen vermag – Rachel Joy Chadwick (2012) spricht hier von *‘fleshier‘ qualitative analyses* (vgl. Ebd.: 82). Das meint eben nicht, dass der Versuch unternommen wird, sprachlich nicht-repräsentierbare Körpervorgänge dennoch sprachlich darstellen zu wollen – einen solchen Versuch kann diese Arbeit schon wegen ihrer methodologischen Grundlagen nicht leisten. Ziel meiner Ausführungen ist es, dem Phänomen Intergeschlechtlichkeit als *auch* körperlich vermitteltes gerecht zu werden. Dazu ist es meines Erachtens notwendig, die Dimension der EINKÖRPERUNG⁴¹ theoretisch zu explizieren, da ich aufgrund der Anlage der Forschung als dem sozialkonstruktivistischen Paradigma zugeneigte nicht phänomenologisch vorgehen möchte⁴².

Mit Fausto-Sterling wird Geschlecht nicht nur in den Körper eingeschrieben, der Körper *ist* immer auch schon Geschlecht (und *sex* als analytische Kategorie wird von ihr mit neuen Vorzeichen, ohne die binäre Kodierung mit *gender*, rehabilitiert). Meines Erachtens stellt Fausto-Sterlings Theorem eine materielle Rückbindung der Performativitätstheorie her, die aus sozial- und geisteswissenschaftlichen Perspektiven meines Wissens nach in dieser Form bisher nicht herausgestellt wurde. Ihre Überlegungen sind damit eine ‚rematerialisierende‘ Erweiterung: Aus Fausto-Sterlings *embodiment*-Perspektive scheint Butlers Konzept auf den ersten Blick gar nicht ‚körperlos‘ zu sein, sondern ein nicht-biologisches Modell der Einkörperung sozialer Ordnung, um die komplexe Verschränkung biologischer und kulturell-gesellschaftlicher Aspekte des Körpers umfassend theoretisch einfangen zu können⁴³. Der folgende Abschnitt markiert damit den Versuch eines *‘new mate-*

41 Der Begriff ‚Einkörperung‘ ist der Versuch, eine angemessene Übersetzung des *embodiment*-Begriffes zu liefern. *Verkörperung* fasst meiner Ansicht nach nicht präzise genug den Vorgang, um den es mir hier geht, Einverleibung ist zu stark mit phänomenologischen Ansätzen assoziiert oder rekurriert auf die Freud’sche Einverleibung, wie Butler (2009) sie beschreibt.

42 Hier gibt es neben Helmuth Plessner bereits zahlreiche Arbeiten zur Funktion von Emotionen; vgl. beispielsweise aus dem Kontext der vorliegenden Forschung heraus Arbeiten von Gesa Lindemann (1992, 1993a, 1993b).

43 Fausto-Sterling (2000b) stellt zwar heraus, dass Butler die Relevanz biologischer Prozesse für ihre Theorie negiert, sie scheint Butler jedoch grundsätzlich aus der Perspektive einer Sozialkonstruktivistin zu lesen, da die Fundierung der Materialisierung in der Sprache randständig bleibt (vgl. Ebd.: 22f.). Diese sind für das hier vorgestellte Theoriege-

realistic turn‘ der Butlerschen Performativitätstheorie. Ich stelle damit die hier dokumentierte und sich durch alle Werke ziehende Auffassung in Frage, dass Sprache die Struktur der Welt angemessen widerspiegeln kann und verstehe damit den KÖRPER ALS DYNAMISCHES SYSTEM, das sich entwickelt und verändert angesichts seines sozialen und historischen Kontexts (vgl. Fausto-Sterling 2012: xiii).

3.4 Von der Performativität zum *embodiment*

Im Interview mit Rick Dolphijn und Iris van der Tuin stellt Karen Barad heraus: „[F]eeling, desiring and experiencing are not singular characteristics or capacities of human consciousness. Matter feels, converses, suffers, desires, yearns and remembers.“ (Dolphijn/van der Tuin 2012: 59)⁴⁴. Jeder biologische Organismus ist ein Resultat aus Natur *und* Kultur; deren Einflüsse auf die Entwicklung des Organismus sind gleichzeitig und lassen sich nicht systematisch trennen (vgl. Fausto-Sterling 2000b: 23) – selbst Einzeller am Südpol existieren längst nicht mehr unbehelligt von globalen ökologischen Einflüssen der technologischen Entwicklungen auf ihren Lebensraum.

Der Körper als *event* der GeschlechtsSubjektivation

Auf die Vergeschlechtlichung von Körpern bezogen, meint das:

To be material is to speak about the process of materialization. And if viewpoints about sex and sexuality are already embedded in our philosophical concepts of how matter forms into bodies, the matter of bodies cannot form a neutral pre-existing ground from which to understand the origins of sexual difference. [...] [M]atter already contains notions of gender and sexuality, it cannot be a neutral recourse on which to build ‚scientific‘ or ‚objective‘ theories of sexual development and differentiation. (Fausto-Sterling 2000b: 22)

Der Körper ist immer schon ein vergeschlechtlichter Organismus, in dem Prozesse ablaufen, die sich zwar höchst widerständig gegen soziale Einflüsse erweisen, aber dennoch keine passive Masse sind, die sozial ‚beschrieben‘ wird – Fausto-Sterling hebt damit auf die inneren Vorgänge eines Körpers ab, wo Butler auf der Oberflä-

bäude jedoch mit Blick auf die noch folgenden biographietheoretischen Überlegungen relevant und führen zu einer Relektüre des *embodiment*-Ansatzes, die die sprachliche Repräsentation ‚biologischer‘ Vorgänge im Sinne einer ‚Rückverkörperung‘ des Performativitätsansatzes versteht.

44 Zu Beginn ihres Essays über den Agentiellen Realismus schreibt sie: „Language matters. Discourse matters. Culture matters. There is an important sense in which the only thing that doesn’t seem to matter anymore is matter.“ (Barad 2012: 7)

che verbleibt. Diese Widerständigkeiten beeinflussen den Prozess der sozialen Vergeschlechtlichung, wie sie von sozialen Einflüssen wiederum verändert werden. Körpergeschlechtliche Unterschiede wie etwa der zwischen Vulva und Penis sind also kein rein ideologisches Konstrukt, keine reinen Ergebnisse sozialer Zuschreibung; ebenso wenig, wie die Unterscheidung der Geschlechter in einer rein physiologischen aufgeht, erschöpft sie sich in der kulturell-sozialen. Die Herstellung eines Genitals – an inter- wie transgeschlechtlichen Körpern – hat immer kulturellen Wert, ist symbolisch höchst aufgeladen, lässt sich aber zugleich als praktisch-handwerkliche Zurichtung von Materie beschreiben⁴⁵. „This physiological signifiers have functions in the real that will escape, or exceed, their signifying function in the symbolic system“ (Hausman 1995: 69). Auf den intergeschlechtlichen Körper bezogen lässt sich ableiten: Die Genitalien als Marker für eine angemessene Geschlechtsentwicklung zu setzen und operativ entsprechend zuzurichten, wird dem intergeschlechtlichen Körper auch deshalb nicht gerecht, weil der Körper immer untrennbar in den komplizierten Vorgang des Werdens involviert ist (vgl. Roen 2009: 19). Der Körper wird hier also nicht als ein Objekt verstanden, sondern als *event* (ebd.: 20f.). Roen setzt dem Verständnis von *sex* als passive, formbare Masse, die durch die soziale Zurichtung erst wahrnehmbar und aktiviert wird, die Definition des Körpers als sich entwickelnde Materialität entgegen. Der Clou ihrer Ausführungen ist dabei, dass durch die medizinischen Eingriffe intergeschlechtliche Menschen in besonderer Weise subjektiviert werden, weil diese Erfahrungen in die Entwicklung des Selbst aufgenommen werden (*imbricated*): Narbenbildung, ästhetische Differenzen, die Veränderung der Empfindsamkeit werden kontinuierlich gelebt (vgl. Ebd. 21) und sind Teil der Summe aller Erfahrungen, die die Beziehung zur Welt konstituieren.

Der Organismus als eigen-sinnige Entität

Anne Fausto-Sterling arbeitet diesen Aspekt für die Geschlechtsentwicklung im Allgemeinen heraus. Die wesentlichen Prämissen ihrer Forschung zum *embodiment* sind, dass Natur und Kultur nicht voneinander zu trennen sind, dass Organismen von der Befruchtung bis zum Tod als aktive Prozesse, bewegte Ziele (*moving targets*) verstanden werden müssen und dass nur eine disziplinenübergreifende Forschung eine hinreichende Beschreibung des Phänomens leisten kann (vgl. dies. 2000b: 235). „As we grow and develop, we literally, not just ‚discursively‘ (that is, through language and cultural practices), construct our bodies, incorporate experi-

45 Lena Eckert (2010) arbeitet den Aspekt der Symbolkraft von chirurgischen Zugriffen für Klitorisreduktionen im Rahmen des Baltimorer Behandlungskonzeptes heraus und identifiziert die Praxis als Ergebnis eines phallokratisch organisierten Systems. (Vgl. Ebd. 33ff.)

ence into our very flesh“ (ebd.: 20; Herv. ag). Ihr Ansatz zielt damit auf einen doppelseitigen Prozess, der die Produktion vergeschlechtlichten Wissens mit dem Körpergeschlecht (*gender within the body*) verbindet. Sie verknüpft dazu den biologischen Diskurs über die Entwicklung des Geschlechts mit geschlechtertheoretischen Ausführungen der Sozialwissenschaften und stellt heraus, dass es die strikte Trennung von *sex* und *gender* deshalb nicht geben kann, weil Geschlecht als ein komplexes Zusammenspiel von Zellen, Organismus, Psyche, den Beziehungen zwischen Menschen, Kultur und Geschichte betrachtet werden muss. Jeder Körper weist eine je individuelle Konstellation dieser ‚Schichten‘ auf und verändert sich über die Zeit: Wie wir die Gegenwart und unsere Position darin deuten, ist Ergebnis historischer Prozesse und aktueller kultureller Ereignisse, ebenso beeinflussen uns Beziehungen zu anderen Menschen und die Art und Weise, wie wir Erlebtes (auch emotional) verarbeiten. All diese Komponenten strukturieren den Prozess der Einkörperung, gleichzeitig wird der Prozess individuell unterschiedlich vom Körper umgesetzt. Wird eine der Komponenten des *embodiment* beeinflusst und verändert sich, verändert sich damit auch die Struktur des Netzes der Komponenten. Fausto-Sterling benutzt zur Verdeutlichung des Zusammenhangs von Natur und Kultur (*nature and nurture*)⁴⁶ das Bild der Möbiusschleife:

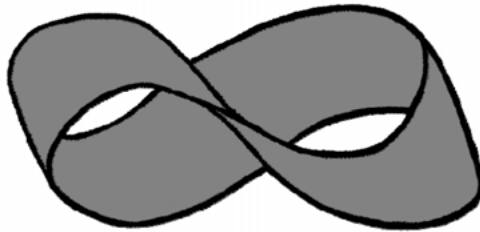


Abb. 1: Möbiusschleife

Das entscheidende Merkmal der Möbiusschleife ist die Verschränkung von oben und unten, innen und außen: Es handelt sich, mathematisch gesprochen, um eine nicht-orientierbare Fläche. Die ‚Gegensätze‘ sind untrennbar miteinander verwo-

46 Fausto-Sterling verwendet das Begriffspaar *nature/nurture*, nicht *nature/culture*. Um der begrifflichen Stoßrichtung der Arbeit gerecht zu werden, erlaube ich mir mit dem Hinweis auf die ursprüngliche Begriffswahl die obige ‚freiere‘ Übersetzung von *nurture* nicht nur als Erziehung, sondern lege es breiter aus als die Summe aller Einflüsse, die vergeschlechtlichte Normen auf Menschen in einem speziellen Kulturkreis (und somit bestimmten sozialen Strukturen) haben.

ben, es entsteht eine Figur mit nur einer Fläche und einer Kante. Das Bild eignet sich, um das doppelseitige Prozedere der Einkörperung von Geschlecht metaphorisch zu visualisieren: Die Vergeschlechtlichung des Wissens über den Körper einerseits und der Vorgang, durch den Geschlecht und Sexualität verkörpert werden andererseits. Beide ‚Seiten des Bandes‘ stehen in einer derart engen Wechselbeziehung zueinander, dass jede Trennung oder die Relativierung einer der beiden Komponenten nur eine Strategie für den systematischen Zugang sein kann. Um zur Illustration kurz das berühmte Beispiel von Iris Marion Young (1993) heran zu ziehen: Bei der Untersuchung der Arten und Weisen, wie Menschen werfen, steht zwar immer die (stereotypisierte) Frage nach dem Geschlecht zur Debatte (Frauen werfen weniger weit/kräftig/etc. als Männer); ihre Begründung lässt sich aber nie nur auf eine ‚natürliche und ahistorische geschlechtliche Essenz‘ (vgl. Ebd.: 709) zurückführen, sondern erfordert den Einbezug der räumlich und zeitlich wirksamen sozialen Normen, die mit der jeweiligen Vergeschlechtlichung verbunden sind. Die Repräsentation von Geschlecht in der Gesellschaft ist damit nicht rein sprachlich erfassbar; Körper, die auch über die sprachliche Vermittlung von Normen materialisiert werden, benötigen rein physisch einen Raum (Zellen oder das Gehirn ebenso wie Räume in der Welt, die sie einnehmen können und dürfen), um diese Materialisierung zu verwirklichen.⁴⁷

the matter in the body: KörperRäume

Je nachdem, welchem Geschlecht eine Person zugeordnet wird, werden unterschiedliche Körperperformances und Raumkonzepte für die Benutzung des Körpers vermittelt und das Erlernen dieser motorischen Fähigkeiten und ihre Wiederholung verändern wiederum die Gehirnstruktur von Individuen (vgl. Fausto-Sterling 2012: 120ff.). Diese Wechselbeziehung zwischen Materie und kulturellem Einfluss entspricht der Fluktuation von *sex* und *gender* in der Beschreibung des Prozesses der Vergeschlechtlichung von Individuen. Auf der einen Seite gibt es keine Materialität des Geschlechts ohne soziale (vergeschlechtlichte) Einflüsse, auf der anderen Seite lässt sich Geschlecht nicht ohne seine körperlichen Komponenten denken. Während sich beispielsweise das Gehirn immer in Abhängigkeit von den zu verarbeitenden Eindrücken entwickelt (vgl. Fausto-Sterling 2012: 36ff.), ist das Gehirn (als faktische Materialität) mit seiner Fähigkeit zur Entwicklung neuer Nervenzellen und neuronaler Verbindungen notwendiger Bestandteil des Prozesses. Die Einkörperung vergeschlechtlichter Normen braucht damit immer auch physisch Raum; egal, ob in Form eines sich entwickelnden Gehirns, des KÖRPERS ALS RAUM IM RAUM oder vergeschlechtlichter Konzepte der Nutzung von und Zugang zu Räumen.

47 In eine ähnliche Richtung zielt Henrietta L. Moore (1994) als kritische Antwort auf *Gender Trouble*.

Die Einkörperung von gesellschaftlichen Normen und – so möchte ich mit Blick auf meine biographietheoretischen Auslassungen hinzufügen – ihre Reflexion sind ein grundlegender Aspekt von Identitäten und Erfahrungen (vgl. Moore 1994). In der (sprachlichen und nicht-sprachlichen) Interaktion mit anderen werden Individuen prozesshaft subjektiviert. Sie werden über verschiedene Attribute markiert und entsprechend materialisiert; gleichzeitig darf auch der physische Charakter dieses Prozesses nicht außer Acht gelassen werden, schließlich – um ein klassisches Argument gegen Butler in etwas anderer Weise ins Feld zu führen – interagieren Individuen nicht nur im Bereich des Sprachlichen miteinander, sondern *auch* die Körper als solche nehmen eine Position im Prozess ein – „Mein Körper bestimmt ja alle meine Wahrnehmung“ (Duden 1987: 13) – indem sich beispielsweise Erfahrungen auf die Entwicklung der Gehirnstruktur auswirken oder Begehren eine neurophysiologische Komponente hat (vgl. Fausto-Sterling 2012: 93). Wahrnehmung ist Ergebnis komplexer Verknüpfungen der innerlichen Körpervorgänge, des Körpers als Raumkonzept, der sozialen Skripte, wie ein Körper zu sein hat, des historischen Prozesses, der zu diesen Skripten geführt hat, den vergeschlechtlichten gesellschaftlichen Repräsentationen und Interaktionen mit anderen.⁴⁸ Von dort ausgehend ist Körperhandeln eine Form des Wissens (vgl. insbesondere VI.3), die Einkörperung von Erfahrung ihr Bestandteil ebenso wie kognitive Leistungen. Erfahrung, oben zunächst an vor allem kognitive Prozesse des Erkennens und Einordnens rückgebunden, ist damit eben *kein* rein kognitiver Prozess, sondern auch verkörpert. Zunächst ist die äußere Erfahrung des sinnlichen Erfassens physischer Phänomene untrennbar verknüpft mit der inneren Erfahrung der Reflexion, der Verarbeitung dieser Eindrücke. Beide Vorgänge sind überdies sozial rückgebunden und immer abhängig von den gültigen Werten und Normen einer Gesellschaft. Biographische Konstruktionen sind damit, werden die Überlegungen des zweiten Abschnitts mit den vorangegangenen in Bezug zueinander gesetzt, immer *auch* biographische Konstruktionen *von Geschlecht*. Diese Konstruktionen produzieren und reproduzieren die Geschlechterdifferenz, bergen gleichzeitig aber das Potential, diese *bis zu einem gewissen Grad* individuell auszulegen.

48 Ein Versuch, diesen Punkt auch alltagspraktisch bis phänomenologisch zu unterlegen, wäre die Beobachtung, dass die Interaktion zweier Freund_innen manchmal dann eine implizite Umstrukturierung erfährt, wenn sich eine der beiden heimlich in die andere verliebt und von nun an jede ihrer Äußerungen genauestens auf die mögliche Entlarvung ihrer Gefühle überprüft.

Für die Überlegungen zu sozialen Konnotationen des Körperthemas werde ich in Kapitel V einige Überlegungen Erving Goffmans (2010) bemühen; vgl. Abschnitt V.2.2.

4. GESCHLECHT ALS BIOGRAPHISCHE KATEGORIE

Mit einem solchen Verständnis von der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit konstituieren Geschichten, und mit und neben ihnen Körper als eigen-sinnige Akteure, das ZusammenLeben von Individuen performativ (mit). Es schließt daran ein Verständnis von Geschlecht an, nach dem dieses sich auch biographisch re-konstruiert und darüber seinen Einfluss auf die gesellschaftliche Ebene der Konstruktion von Wirklichkeit hat. Die Ausführungen Judith Butlers zur *narrativen Konstruktion des Selbst* (2007) stützen diese Annahme. Unterfüttert mit ihren Thesen zur Regulierung von Geschlecht (2009) lässt sich folgern, dass Geschlecht sich zwar biographisch-performativ in die Individuen einschreibt, indem es sprachlich vermittelt und damit in den Körpern der Individuen materialisiert wird, Geschlecht aber „sein eigenes, unverwechselbares regulatorisches und disziplinarisches Regime erfordert und einführt“ (Butler 2009: 73). Diese Lesart von Geschlecht als Struktur- und Prozesskategorie, die in bestimmter und eigensinniger Weise die gesellschaftliche Struktur nicht nur beeinflusst, sondern sie maßgeblich und je historisch spezifisch, als *an sich bereits zweigeschlechtlichen regulatorischen Apparat* prägt, ist für die Analyse biographischer Erzählungen maßgeblich. Struktur wird hier im Sinne des Versuchs, Biographieforschung und poststrukturalistische Theorie(n) zusammen zu bringen, verstanden als Diskursgefüge, aus dem sich das Individuum für sinnhaftes soziale Handeln anschlussfähig ‚bedient‘. Das Individuum verkommt hier jedoch nicht zu einem ‚Knotenpunkt der Kräftelinien‘ (s.o.), sondern wird als relativ handlungsfähig betrachtet; dies wurde oben mit dem Potential von Biographien bereits angedeutet, mit einer individuellen Auslegung in Interaktionen ein gewisses Maß an Einfluss auf die Struktur nehmen zu können.

4.1 Zur Biographizität von Geschlecht

Die Binarität von Geschlecht reproduziert sich in der Interaktion (Kommunikation) mit anderen einerseits und mit der sich den Umständen anpassenden Selbstzuschreibung und -inszenierung als Mann oder Frau sowie den daraus folgenden sozialen Voraussetzungen andererseits (vgl. Alheit/Dausien 2000: 270⁴⁹).⁵⁰ Die

49 Zwar zielen Peter Alheit und Bettina Dausien an dieser Stelle auf die Beschreibung einer Forschungsperspektive ab, die sich am symbolischen Interaktionismus und dem Konzept des *doing gender* orientiert. Nichtsdestoweniger lassen sich ihre Ausführungen weitgehend unkompliziert auf die Annahme übertragen, dass Subjektwerdung narrativ geschieht und unser Ich-Erleben Ergebnis von kommunikativen Prozessen ist. Salopp gesagt: Es wurde das Verständnis von ‚Interaktion‘ hier um ‚Sprache‘ (genauer: Kommunikation)

soziale Konstruktion wird somit als reflexiver Prozess zwischen dem interaktiven Handeln der Individuen und der äußerst stabilen Strukturkategorie Geschlecht interpretiert. Geschlecht ist gerade deshalb eine höchst solide Klassifikationskategorie, weil sie in die sozialen Strukturen auf vielfältige Weise eingeschrieben und nicht ohne weiteres modifizierbar ist (vgl. Ebd.).

Es gilt, die relative Autonomie der handelnden Subjekte zu erfassen, die – unter konkreten historisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen – durch wechselnde Situationen hindurch und in Interaktion mit anderen ihre je individuelle ‚Geschichte‘ des *Frau-* oder *Mann-Werdens* konstruieren. (ebd.:272)

Der interaktive Prozess des Geschlecht-Werdens kann so als ein biographischer Prozess gesehen werden, in dem Erfahrungen immer auch über die Sprache, in der Kommunikation oder über Geschichten, aufgeschichtet und geordnet werden. Das *doing gender while doing biography* (vgl. u.a. Rudloff 2007) ist ein Prinzip der biographischen Konstruktion, das auf die historische und strukturell wirksame Dimension von Geschlecht verweist. Geschlecht ist ein biographischer Prozess der Erfahrungsaufschichtung und -(neu)ordnung (vgl. Dausien 1996) – der für eine anschlussfähige Biographie entlang der binären Logik von Geschlecht ablaufen muss: „Ein Klassenwechsel, eine dritte Kategorie oder eine Nichtzuordnung sind sozial nicht vorgesehen“ (dies. 2012).

Dausien (1996) betont, dass Biographien nicht per se vergeschlechtlicht sind, sondern dass vermeintlich ‚weibliche‘ oder ‚männliche‘ Aspekte einer Biographie als „biographische *Konstruktionsweisen* oder *-prinzipien*“ zu interpretieren sind, die zu „individuellen Ausgestaltungen [...] führen. Diese sind eben nicht ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘, sondern allenfalls ‚typisch‘ für Biographien von Frauen beziehungsweise Männern [sic] in einer bestimmten historisch-gesellschaftlichen Situation“ (beide: ebd.: 565f.; Herv.i.O.). Hier zeigt sich einerseits der konstruktivistische Impetus des hier angelegten Verständnisses von Biographieforschung, andererseits wird deutlich, dass es trotz des Geschlechts als maßgebliches Ordnungs-

ergänzt und so eine mit dem Ansatz der narrativen Konstruktion des Selbst konform gehende Theoretisierung umgesetzt.

- 50 Die Interaktion/Kommunikation mit anderen in der Aufzählung an erster Stelle gesetzt möchte verdeutlichen, dass es zunächst die Interaktion mit anderen im Sinne eines zugeschriebenen Geschlechts ist, die das Selbstverständnis als Mann oder Frau prägt. Erst mit der Entwicklung der Selbstreferenz als Kleinkind kann die Inszenierung gängiger und entsprechender Geschlechtshandlungen beginnen. Es lernt, mit Waldenfels (2000) gesprochen, das ungeordnete Ganze kategorisch zu ordnen, indem über Interaktion Struktur vermittelt wird (ebd.:171ff.).

moment gesellschaftlicher Prozesse keine eindeutig vergeschlechtlichten Biographien geben kann: Zum einen lassen sich verschiedene Eigenschaften letztlich nicht eindeutig auf nur ein Geschlecht zurückführen, andererseits ist es ja gerade auch nach Judith Butler die Eigenart von Geschlecht, trotz einiger Brüche ein männliches oder weibliches für ein Subjekt zu postulieren. Dausiens Überlegungen lassen mich das Verhältnis von Biographie und Geschlecht ähnlich dem von Natur und Kultur denken: Aus meiner Sicht ließe sich für *geschlechtliche Normalbiographien* – also solche, die sich als weibliche oder männliche rekonstruieren lassen und deren Träger_innen sich selbst als Frauen beziehungsweise Männer verstehen, bei der Geburt ‚eindeutig‘ als solche diagnostiziert wurden und als solche aufgewachsen sind (Cis-Biographien, s. Einleitung) – eine MÖBIUSSCHLEIFE AUS BIOGRAPHIE UND GESCHLECHT denken: Eine Trennung dieser beiden ist nur analytisch möglich.

Dausien spricht sich in *Biographie und Geschlecht* gegen die Annahme einer klaren Trennlinie der Geschlechter aus – verharrt mit ihren Überlegungen jedoch zunächst in der zweigeschlechtlichen Ordnung (vgl. dazu ebd.: 564ff.). Sie betreibt hier ein ‚undoing gender erster Ordnung‘, wenn sie in einer Biographie auftretende gegengeschlechtlich konnotierte Eigenschaften als Brüche identifiziert, ohne auf die Ebene der Konstruktionsprinzipien der heterosexuellen Matrix abzuheben.⁵¹ In ihrem bereits mehrfach angeführten Artikel von 2012 geraten jene Geschlechtsentwürfe, die einen Bruch mit der Zweigeschlechtlichkeit als kulturelles System darstellen, hingegen in den Blick. Sie stellt heraus, dass die Legitimation eines nicht-geschlechtskonformen Lebensentwurfs höchst aufwendig und „hochriskant“ (ebd.: 167) ist. Auf biographischer Ebene bedeutet das, dass es für die Erfahrungsaufschichtung des Geschlechts-Werdens bestimmte Regeln gibt, die nur bis zu einem gewissen Grad individuell ausgelegt werden können, um eine allgemein anerkennbare Biographie zu konstruieren und damit einen allgemein anerkennbaren Geschlechtsentwurf zu rechtfertigen:

Geschlecht ist wie wenige andere Kategorien eine machtvolle Differenzkonstruktion, die eine Ordnung der Welt in zwei Sphären vornimmt und – bei allen sonstigen Unterschieden – die Individuen zu einer kategorialen Zuordnung nötigt. Geschlecht bildet Klassen: „Frauen“, die

51 Ein *undoing gender* zweiter Ordnung wäre demnach der Versuch, auf das Strukturmoment Geschlecht als dichotomisierendes komplett zu verzichten. Ob dies überhaupt eine mögliche Praxis sein kann, wird verschiedentlich diskutiert (u.a. Pasero 1995, Hirschauer 2001). Ich gehe, wie bereits in Kapitel I erörtert und hier bekräftigt, davon aus, dass die ‚Zweigeschlechtlichkeit als a priori‘ nicht ohne weiteres und nicht in absehbarer Zeit den Stellenwert einer für den Bestand der bisherigen Struktur essentiellen Ordnungskategorie unseres kulturellen Systems verliert. (Vgl. hierzu stellvertretend Rendtorff/Moser 1999: 18f.)

schlecht einparken, und „Männer“, die lügen. [...] Auch wo Grenzpraktiken in konkreten face-to-face-Interaktionen zwischen besonderen Individuen angesiedelt sind, hat die Bezugnahme auf Geschlecht einen klassifizierenden Effekt. Geschlecht drängt zu einer Entindividualisierung und Typisierung. (ebd.: 168)

Es handelt sich in einer Biographie damit immer um eine Geschichte davon, wie eine *oder* einer zu ‚ihrem‘ beziehungsweise ‚seinem‘ Geschlecht wurde – nicht, wie sie oder er es (noch weiterhin) wird. *Geschlecht-Werden* beschreibt also im vorliegenden Zusammenhang den chronologisch verzeitlichten Prozess, in dem das eigene Geschlecht nach der Zuweisung und einer Inkorporierung zwar noch dargestellt, aber in bestimmten Kontexten gerade, weil es bereits zum präreflexiven Hintergrundrauschen geworden ist, dethematisiert oder ‚latent gehalten‘ werden kann.⁵² Die interaktiven Praktiken nach der Zuweisung eines Geschlechts (vor oder bei der Geburt) und dem entsprechend geschlechtsspezifischen Handlungsprogramm der signifikanten Anderen sind nach der unhinterfragten Inkorporierung des geschlechtlichen Prinzips durch das Individuum gleichsam ‚nur‘ noch Bekräftigungen, ein Abstecken der Grenze zum anderen Geschlecht (*‚border work‘*; Thorne 1993 und Sander 2009, zit. n. Dausien 2012). Aus diesem Grund sind Biographien geschlechtlich ‚eindeutig‘ zugewiesener Menschen nicht vornehmlich dadurch gekennzeichnet, sich an der binären Differenz abzuarbeiten, weil das erzählende Subjekt keine soziale Notwendigkeit verspürt, eine kategorieale narrative Verortung vorzunehmen⁵³. Biographien, die sich im gesellschaftlich-vergeschlechtlichten Normengefüge bewegen, sind damit in der Regel nicht um das Verschieben dieser Grenze oder – wenn sie als *Grenzbereich* verstanden wird – deren Ausgestaltung beispielsweise zu einem Geschlechter-Kontinuum ‚bemüht‘.

52 Vgl. dazu nochmals Hirschauer (2001) und in Bezug auf biographietheoretische Überlegungen zu Geschlecht Dausien (2012).

53 Bettina Dausien (2012) fasst diesen Gedanken ähnlich, bleibt in ihrer Schilderung jedoch verallgemeinert bei den Erzählenden, ohne ihre geschlechtliche Verortung offen zu legen. Sie verweist zusätzlich darauf, dass jene eindeutig und unhinterfragt zugeordneten Personen in ihrer Erzählung primär durch die Konstruktionslogik der Biographie (und nicht der von Geschlecht) gesteuert sind (vgl. Ebd. 170f.). Das ist aber, so werde ich insbesondere in den Kapiteln V und VI zeigen, nur dann möglich, wenn es eine unhinterfragte und ungebrochene Einkörperung des zugewiesenen Geschlechts-Prinzips gibt.

4.2 Biographie als rekonstruktiver Zugang zu Geschlechtlichkeit

Geschlecht ist *immer* Teil der biographischen Konstruktion, ob implizit oder explizit, und kann nicht nicht kommuniziert werden⁵⁴. Das erzählende Selbst muss sich zum kulturellen System der Zweigeschlechtlichkeit verhalten, die Erzählung muss, um eine anerkennbare biographische Konstruktion zu sein, bestimmte kulturelle Codes bedienen. Mit der Erzählung muss es sich (zumindest im ‚westlichen‘ Raum) zur heterosexuellen Matrix verhalten, sprachlicher Ausdruck muss damit immer Bezug nehmen auf die Norm (den Bereich des Intelligiblen), um gehört und verstanden werden zu können. Die Zuordnung zu einem der beiden gültigen Geschlechter ist, kurz gesagt, die Voraussetzung für anschlussfähige Kommunikation (vgl. Dausien 2012: 171).

Andererseits sind die „Spuren des Geschlechts“ individuell und auch innerhalb einer biographischen Erzählung sehr variabel, flüchtig, von anderen Spuren überlagert. Sie sind häufig nicht unmittelbar zu erkennen, und bedürfen deshalb der systematischen Rekonstruktion. (ebd.: 170)

Während für die Konstruktion der Biographie ein verhältnismäßig großer und offener (aber: sozial definierter) Raum gegeben ist, auf den sich die Individuen beziehen können, ist ein solcher Raum für die biographische Konstruktion von Geschlecht durch die heterosexuelle Matrix als Bezugsrahmen im Vergleich tendenziell unflexibel und eingeschränkt. Das kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit strukturiert die biographische Konstruktion, ist in sie wie ein Faden „eingewoben“ (ebd.); die biographische Konstruktion wiederum (re)produziert Zweigeschlechtlichkeit.

Für die vorliegende Studie sind nun zwei Aspekte einer rekonstruktiv-interpretativen Perspektive auf das Material zentral: Zum einen ist es möglich, gerade durch eine Rekonstruktion des (narrativen) Herstellungsmodus der Differenz eine Dekonstruktion von Geschlecht voranzutreiben (in Anlehnung an Gildemeister/Wetterer 1992: 246). Dieser Aspekt ist deshalb spannend, weil sich die erhobenen Biographien in jenem Grenzbereich bewegen, der von bei der Geburt geschlechtlich eindeutig zugeordneten Personen meistens als (unter bestimmten, seltenen und besonderen Umständen) über- aber nicht be-tretbare Linie und damit als nicht zugängliches Terrain wahrgenommen wird. Die vorliegenden Biographien

54 Ausführlicher zu diesem von Paul Watzlawick entlehnten Ausspruch sind die Ausführungen von Lann Hornscheidt hilfreich: Es gibt keine Sprache vor dem Sprechen, es gibt keine Sprache hinter dem Sprechen und es gibt keine sprachlichen Nicht-Handlungen. (2012: 39ff)

hingegen müssen qua Pathologisierung ihres Geschlechtsstatus' auf die eine oder andere Weise dieses Terrain repräsentieren, jenes ‚Andere‘, ‚Dritte‘ (s. Kapitel I):

In the bipolarity of such constructions the positions of „intersexuality“ and „bisexuality“ as concepts play the significant parts of the other. In their constructions as the mediating principle of a particular hybrid they are used to reaffirm the dichotomous and hierarchical categories of the norm. (Eckert 2010: 28)

Die Herausforderung, die sich mit einer konstruktivistischen Perspektive auf das Material stellt, ist die des ‚doppelten Blicks‘, in Anlehnung an Hagemann-White (1995): Während erstens der Blickwinkel verlagert werden muss, um die Zweigeschlechtlichkeit als solche in den Blick nehmen und als Konstituens für bestimmte biographische Ereignisse aufdecken zu können, muss gleichzeitig zweitens der ‚im Vollzug gelebter Zweigeschlechtlichkeit involvierte[] Blick‘ (ebd.: 191) beibehalten werden, um einerseits konkret vergeschlechtlichte Erfahrungen erfassen und andererseits das Potential der Subversion der sozialen Geschlechterordnung offenlegen zu können. Das meint, die Befragten in ihrer Geschlechtsrolle, wie sie sie beschreiben, ernst zu nehmen und die Folgen einer narrativen Konstruktion des Selbst in dieser Geschlechtsrolle in ihrer Wirkungsweise in der vergeschlechtlichten Struktur unserer Gesellschaft erkennen zu können und gleichzeitig Raum zu lassen für kreative Auslegungen oder das Unterlaufen dieser Normen.

Anschließend an diese Überlegungen ergibt sich zunächst folgende Frage an das Material: *Wie erzählen die Befragten selbst die – qua Diagnose produzierte – gesellschaftliche Positionierung als ‚Andere_r‘, nicht Repräsentierte_r?* Ich schließe damit an die von Dausien skizzierten Aspekte mit einem queertheoretisch ergänzten Ansatz an und schärfe den Blick auf solche Biographien, die aktuell gerade auch auf gesellschaftspolitischer Ebene das Potential haben, durch ihre Verortung in der sozialen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit deren Grenzen mindestens implizit und stellenweise herauszufordern und so möglicherweise perspektivisch einen Raum für Lebensweisen jenseits männlich – weiblich zu öffnen. Indem die Statussicherheit des Geschlechts mit der Erkenntnis der eigenen Intergeschlechtlichkeit in Zweifel gezogen wird, müssen sich die Befragten zu dieser Verunsicherung verhalten. Dausien (2012) stellt dafür gerade jene Textstellen der Biographie als bedeutsam heraus, an denen die Geschlechterdifferenz deutlich wird: Hier muss Geschlecht ‚auf die Vorderbühne geholt‘, thematisiert werden, um beschreiben zu können, dass die ‚fraglos funktionierende ‚Gendermaschine‘ ins Stocken geraten ist“

(ebd.: 172)⁵⁵. Daraus folgt, zum anderen, die Annahme, dass bei den vorliegenden Biographien eine spezifische Verschränkung von Geschlechtlichkeit und Biographie vorliegt. Den biographietheoretischen Ausführungen Dausiens wird deshalb eine empirisch fundierte, queertheoretisch gewendete Perspektive auf die Verschränkung von Biographie und Geschlechtlichkeit hinzugefügt (*queering biographicity* betrieben), die auf den Beschreibungen der Auswirkungen der Techniken des Wissenstransfers des Medizindiskurses für die Befragten fußt und über die Systematisierung der Wiederaneignung in einem Emanzipationsprozess im sechsten Kapitel der Arbeit in methodologischen Überlegungen mündet. Die forschungsleitenden Fragen lauten hier: *Wie wird Geschlechtlichkeit biographisch gestaltet, wenn es sich grundlegend aus seiner Position als konjunktiver Erfahrungsraum (seiner Funktion als ‚Hintergrundrauschen‘) löst? Welche Auswirkungen hat eine nicht-heterosexuelle Verortung im Feld der Geschlechtlichkeit auf die biographischen Konstruktionen? Wie gestaltet sich die Biographizität in den Erzählungen?* Wie das erste Kapitel bereits gezeigt hat, ist zu erwarten, dass die hier analysierten Biographien maßgeblich geprägt sind durch Erfahrungen der Medikalisierung. Die Schilderungen des Körpererlebens waren für die Integration dieser Tatsache von großer Bedeutung. Die Pathologisierung und Tabuisierung der eigenen Geschlechtlichkeit und die damit verbundene Enteignung des eigenen Körpers stehen in engem Verhältnis zur Biographizität medizinisch zugerichteter intergeschlechtlicher Menschen.

5. ZUSAMMENFÜHRUNG: EINKÖRPERUNG, MATERIALISIERUNG, VERZEITLICHUNG

Während ich im letzten Abschnitt dieses Kapitels also dargelegt habe, wie Geschlecht(lichkeit) und Biographie miteinander verwoben sind, bleibt zu erläutern, welche Rolle dem *embodiment*, dem Körper in meinem Ansatz zukommt. Der hier entwickelte Ansatz möchte verstanden werden als einer, der bemüht ist, in der biographischen Konstruktion der Befragten ausdrücklich auch jene Ansammlung von Materialitäten in den Blick zu nehmen, „die mit den Bereichen der Biologie, Anatomie, Physiologie, hormonaler und chemischer Zusammensetzungen, Krankheit, Alter, Gewicht, Stoffwechsel, Leben und Tod bezeichnet ist“ (Butler 1997: 103). Anders als Butler löse ich über eine systematische Vernetzung des Organismus und den Vorgängen darin mit Psyche, Interaktion, Kultur und Geschichte den

55 Diese ‚Krise‘, so weise ich im sechsten Kapitel nach, hat im Falle der vorliegenden Biographien einen besonderen Charakter, der sich maßgeblich von der Oevermannschen Krise (s.o.) unterscheidet.

Körper (inklusive seiner ‚unwiderlegbaren Erfahrungen‘) aus seiner biologischen Verankerung als „passive Masse“ (Schmitz/Degele 2010: 17), die erst durch soziale Modifikationen materialisiert und ‚lesbar‘ werden. Meine Überlegungen weisen damit über das hinaus, was Butler als *gender* bezeichnet. Die Einkörperung von Gesellschaft geschieht über die biographische Konstruktion, gleichzeitig erzeugt die verzeitlichte Konstruktion einer Reflexion des eigenen Lebens erst die biographische Zeit: Erinnerungen, verstanden als bestimmte, räumlich und zeitlich verortbare Präsentationen der Erfahrungsaufschichtung, erschaffen die subjektive Zeit jedes Mal neu. Aus der Perspektive des *embodiment* gesprochen, wie es hier verstanden wird: Die Narrative der Einkörperung sind räumlich und zeitlich abhängig von der jeweiligen Positionierung in der Welt. Die Erzählungen über den Körper verändern sich auch mit den körperlichen Prozessen (beispielsweise des Alterns) und ihrer Reflexion. Der Körper ist wie Geschlecht mit der biographischen Konstruktion ebenso verwoben, wie er eine Rolle in der konkreten Gestaltung des eigenen Lebens spielt. Er ist meines Erachtens sogar gravierender als Geschlecht verwoben mit Biographie: Ohne den lebenden Körper gibt es Biographie nicht, während eine Biographie ohne Geschlecht wenigstens utopisch vorstellbar sein kann. In den vorliegenden Biographien wird der Körper zum ‚Protagonisten‘ der Erzählungen, wenn konkrete Eingriffe in den Körper geschildert werden: Intergeschlechtlichkeit braucht die Thematisierung des Körpers, um thematisiert werden zu können.

Der Körper ist damit immer Teil von Biographie. *Erstens* ist er das Medium, das die Biographie nicht nur als verbalisierten Akt in der Interaktion mit der Interviewerin ermöglicht (durch alle beteiligten Körperteile, die Sprechen und Sprache erzeugen), sondern als Akteur der Einkörperung immer auch Teil der konkret erlebten und hier erzählten Erfahrungen. Wenn Lisa beispielsweise erzählt: „[D]ann bin ich ähm: quer durch die Stadt gefahren, (1) zu dem Lokal wo wir uns damals getroffen haben,“, dann berichtet sie implizit davon, die Fähigkeit zu haben, eine Straßenbahn zu besteigen und sich mit anderen Menschen zu treffen. Ein funktionstüchtiger Körper, der sich irgendwie fortbewegen und mit anderen interagieren kann, ist dafür Voraussetzung. Der Körper materialisiert sich in den Erzählungen als je individueller Anteil der erzählenden Person. Er wird immer mindestens implizit miterzählt – wenn Lisa hingegen kurz vor der Schilderung des ersten Treffens mit anderen intergeschlechtlichen Personen bemerkt „und ich bin eigentlich ein Mensch ähm, der: immer auf sein sein Bauchgefühl hört,“, dann wird der Körper explizit, seine Rolle (hier: in Entscheidungsprozessen) wird bestimmbar. Der Körper spielt als physische Masse, die Raum einnimmt und sich durch den Raum bewegt ebenso eine Rolle wie seine innerlichen Vorgänge. Damit sind gemeint *erstens* der fühlende, affektiv-irrationale Anteil des Selbst – der zittert, wenn bestimmte Emotionen aufkommen oder schwitzt, wenn etwas unangenehm ist; *zweitens* die Inkongruenz von körperlichen und geistigen Entfaltungen, wenn ei_ne über Worte stolpert, wenn zu schnell zu viel erzählt werden will oder ei_ne unruhig wird, wenn vielleicht

äußere Umstände suggerieren, dass keine Zeit mehr ist, sich noch Zeit zu nehmen. Diese innerlichen Vorgänge haben, und das ist das Spannungsmoment der hier versuchten theoretischen Annäherung an Körper/*embodiment* als biographische Kategorie, in Biographien bereits einen kognitiven Prozess der Reflexion und Benennung im Sinne einer Einordnung ihrer biographischen Bedeutung durchlaufen (vgl. Alheit 1999: 224f.)⁵⁶.

5.1 Retrospektive Verzeitlichung

Für die hier angestellten Überlegungen waren einige Gesichtspunkte des AGENTIAL REALISM⁵⁷ nach Karen Barad inspirierend. Barad ist Physikerin und trägt aus dieser Perspektive insbesondere Gedanken zur Materialität feministischer Theorie bei, indem sie Erkenntnisse der Quantenphysik auf die feministische Theorie überträgt: Sie nimmt die Verstrickungen, *Beziehungen zwischen* ‚Subjekt‘, ‚Objekt‘ und ‚Instrument‘ der Forschung in den Blick, führt mit den Instrumenten so etwas wie ein Drittes ein – und stellt damit gleichzeitig die klare Abgrenzung dieser drei Elemente in Frage. Mit ihren Untersuchungen aus der Quantenphysik ist sie aus meiner Sicht für den (nicht nur feministischen) Diskurs um Biographie äußerst fruchtbar, in dem sie, vereinfacht gesagt, *Schrödingers Katze aus dem Sack lässt*: Die aufgrund des Unwissens der Beteiligten zugleich tote und lebendige Katze wird erst einem eindeutigen Zustand zugeordnet, wenn sie untersucht, der Karton, in dem sie sich

56 Auch aus diesem Grund vermeide ich den Begriff des Leibes in dieser Arbeit sehr bewusst. Neben meiner Annahme, dass sich (nicht nur in Biographien) leibliche von körperlichen Vorgängen nicht treffsicher trennen lassen, möglicherweise insbesondere dann, wenn der Körper eine signifikante Größe im Zugang zur eigenen Biographie spielt, sind auch als leiblich zuordenbare Schilderungen immer schon reflektiert und haben einen körperlichen Bezug. Mit Peter Alheit (1999) gesprochen ist die „Beziehung von Biographie und Leib [...] durchaus nicht trivial“ (ebd.: 224). Während Alheit daraufhin über einen Bezug auf Meads Identitätstheorie die Leiblichkeit von Biographien herausstellt, vermeide ich den Dualismus Körper-Leib, indem ich, wie in den obigen Ausführungen deutlich geworden sein sollte, *embodiment* als eine Art ‚Verschränkung‘ dieser zwei einführe und Körper als analytische Kategorie des Vorgangs setze.

57 Barad erklärt im Interview mit Rick Dolphijn und Iris van der Tuin, dass *agency* nach ihrem Verständnis die Fähigkeit zu antworten meint. *Agency* meint hier nicht Handlungsfähigkeit, sondern ist eine Inszenierung (*enactment*), die Menschen und nicht-Menschen beteiligt (vgl. Dolphijn/van der Tuin 20120: 55). „In my agential realist account, matter is a dynamic expression/articulation of the world in is intra-active becoming. All bodies, including but not limited to human bodies, come to matter through the world’s iterative intra-activity, its performativity.“ (ebd.: 69)

befindet, geöffnet wird. Während andere Physiker_innen (bezogen auf quantenphysische Experimente) daraus den Schluss ziehen, dass wir die Fähigkeit haben, die Vergangenheit zu ändern (vgl. Barad 2012: 65), folgt für Barad daraus, dass erst im Handeln Verzeitlichung erzeugt wird – eine aus meiner Sicht plausible Konklusion. „The past and the present and the future are always being reworked“ (ebd.: 68; vgl. II.2.3). Ich verstehe biographische Erzählungen damit als (Zwischen)Ergebnis verzeitlichter Prozesse der Subjektivierung, die zum Zeitpunkt des Interviews immer eine bestimmte Perspektive repräsentieren, aus der heraus eine Rechenschaft von sich selbst abgelegt wird: „Wir versuchen einen Bogen zu schlagen von dem, was uns früher wiederfahren ist zu unserer aktuellen Situation“ (Alheit 1988: 371). Oder anders formuliert: Die Alltagszeit, diejenige, die gerade jetzt passiert und in der wir leben und handeln, wird reflexiv eingebettet in den lebenszeitlichen Horizont.

Mein in II.3 dargelegtes Verständnis von GeschlechtsKörpern ist deshalb immer mit der Auffassung verschränkt, dass Individuen die Fähigkeit zur (prozesshaften) Anhäufung und Ordnung von Erfahrung haben (Biographizität), deren ZwischenErgebnis die Biographie ist, also die räumlich und zeitlich verortbare sprachliche Repräsentation eines (immer vorläufig bleibenden) Ergebnisses von Reflexion. Besonders relevant wird das in Bezug auf Geschlecht dann, wenn eine Reflexion der eigenen Geschlechtlichkeit manifester Bestandteil der biographischen Konstruktion ist und eben nicht als strukturierendes „relativ offenes Hintergrundgerüst“ (Dausien 2012: 169) funktioniert. Geschlecht wird hier erfahren und über die Zeit immer wieder verhandelt. Erfahrung ist dabei nicht auf kognitive Erfahrungen beschränkt, sondern beinhaltet immer auch den Aspekt der Körpererfahrung. Biographien sind nicht nur in solchen klar benennbaren Fällen, sondern grundsätzlich auch *embodied*, also Zeugnisse der Einkörperung von Erlebnissen und Entwicklungen (und von Geschlecht): „They [the changes of the intersexed body due to surgery and medication; ag] are necessarily imbricated in the process of the emerging self“ (Roan 2009: 21). Körperliche Erfahrungen – in den vorliegenden Interviews beispielsweise repräsentiert durch Schilderungen von körperlichen Veränderungen durch Medikamentengabe, emotionale Reaktionen auf medizinische Untersuchungsmethoden oder Folgen von Operationen – materialisieren sich einerseits über nicht-sprachliche Ausdrücke wie beispielsweise räuspern, lachen, Sprechpausen oder Verzögerungen; andererseits werden körperliche Vorgänge von den Interviewten immer wieder auch verbalisiert, indem von Angst, Unwohlsein, Traurigkeit oder anderem Spürbaren erzählt wird.

5.2 Konklusionen

Der dritte Abschnitt dieses Kapitels sollte deutlich gemacht haben, dass eine angemessene Beschreibung intergeschlechtlicher Biographien (aber nicht nur dieser!) nicht ohne die Ebene des *embodiment* auskommen kann; meines Erachtens handelt es sich hierbei aber auch um ein grundsätzliches Problem des Umgangs interpretativer Forschung mit dem Material als (reiner) Text⁵⁸. Dass qualitative Daten im Sinne der Logik von Wissenschaft schriftlich festgehalten werden müssen, ist evident; seit einiger Zeit gibt es aber – vornehmlich im englischsprachigen Raum – den Versuch, *embodiment* in qualitativer Forschung angemessen sichtbar zu machen. Chadwick etwa stellt heraus, dass für eine qualitative Forschung, die die Daten als ‚*embodied data*‘ anerkennt, Theorien über den Körper überdacht und angemessene Transkriptionen vorgenommen werden müssen.⁵⁹ „[I]t [sic] tricky to move past the position where birthing bodies are simply something *talked* about (body as object) in qualitative research“ (ebd.: 83). Eine große Schwierigkeit sieht sie darin, den Körper jenseits normativer soziokultureller Prinzipien zu erfassen. Für die vorliegende Studie heißt das, die auch eingekörperten Subjektivierungsprozesse zu erfassen, ohne im gleichen Zuge Geschlechtnormen darüber zu legen – wenn auch in letzter Konsequenz und im Rahmen der Logik der Forschung ein In-Beziehung-Setzen mit den beschriebenen Geschlechts-Regulierungen vorgenommen werden muss.

Abschließend bleibt im Sinne der angekündigten Zusammenführung nun einmal auf den Punkt zu bringen, in welchem Verhältnis die Schlüsselbegriffe des theoretischen Unterbaus der Analyse stehen. Einigermaßen kurz gesagt lässt sich die Idee hinter dem Modell so ausdrücken: Wenn Menschen ihr Leben erzählen, also Rechenschaft von sich selbst ablegen, präsentieren sie damit einen je individuellen Sinnzusammenhang ihrer aufgeschichteten Erfahrungen. Diese biographischen Konstruktionen von Individuen sind räumlich und zeitlich gebunden und bleiben damit lebenslang unabgeschlossen. Diese Fähigkeit zum reflektierten Umgang mit

58 Auf eine derartige Verwendung verweist beispielsweise Paul Mecheril (2001) ganz explizit, wenn er im Rahmen der Auswertung von Interviewtranskripten von „Text als Medium für Text“ (ebd.: 32) spricht; ganz allgemein gesprochen basiert Wissenschaft auf dem schriftlichen Festhalten in Form von Theorien – für qualitative Daten gilt damit, dass sie ebenfalls verschriftlicht werden müssen, um die Nachvollziehbarkeit der Forschungen zu gewährleisten. (Ausführlicher s. Przyborski/Wohlrab-Saar 2010: 160ff.)

59 Ihr Ansatz beinhaltet als dritten Aspekt zudem die Verwendung poetisch-methodologischer Hilfsmittel (*poetical methodological devices*); diese Herangehensweise findet in dieser Arbeit jedoch keine Anwendung und sei hier deshalb nur der Vollständigkeit halber genannt.

Erfahrungen – das bedeutet: laufend anhäufen, aufschichten, bewerten und ggf. (neu) ordnen – wird als Biographizität bezeichnet. Damit wird hier ein Konzept vorgeschlagen, das eine Möglichkeit eröffnet, auch spätmoderne Biographien als individualisierte Narrationen der Lebensgeschichte zu verstehen, ohne auf Identität als ein (aus der hier entfalteten queertheoretischen Perspektive) normativ aufgeladenes Konzept angewiesen zu sein: Das Konstruieren der je eigenen Biographie hat performativen Charakter, mit allen beschränkenden wie potentiell emanzipatorischen Konsequenzen. Mit der im Erzählen konstruierten Biographie verwoben ist die Geschlechtlichkeit der Biographieträger_innen. Geschlecht – solange es als unhinterfragt gegebenes Merkmal einer Person funktioniert – ist Hintergrundgerüst der biographischen Konstruktion und eng mit der Biographie verwoben; gleichzeitig ist die Vergeschlechtlichung im Sinne der Zweigeschlechtlichkeit nie ungebrochen, ohne sie jedoch grundlegend in Frage zu stellen. Geschlecht ist eine machtvolle Differenzkonstruktion; die Macht der Geschlechts-Regulierung besteht auch darin, dass sie andere Regulierungsmechanismen gleichsam mit Auftreten vergeschlechtlicht. In Biographien lässt sich nun die Erfahrungsaufschichtung des Geschlecht-Werdens rekonstruieren – und am Beispiel der Intergeschlechtlichkeit zeigt sich eindrücklich, dass dabei die Einkörperung sozialer Normen nicht vernachlässigt werden kann. Wenn ei_ne sei_n Leben (und dabei: Geschlecht-Werden) erzählt, wird si_er vom Körper nicht schweigen können ebenso wenig, wie der Körper schweigt – das sollte in den obigen Ausführungen deutlich geworden sein und wird im fünften Kapitel empirisch unterlegt. Mit der narrativen Konstruktion des Selbst entsteht im Spannungsfeld von Biographizität, Geschlecht und Einkörperung performativ eine räumlich und zeitlich spezifische biographische Konstruktion, die in ihrer Performativität das Potential birgt, die Grenzen der Geschlechter-Normen herauszufordern – gerade dann, wenn das, was gemeinhin biographisches Hintergrundwissen bleibt, in den Vordergrund der biographischen Konstruktion rückt.

Die vorangegangene Darstellung der methodologischen Grundlagen hatte *erstens* meine theoretische Verortung innerhalb und den Nachweis der Anschlussmöglichkeiten meiner Forschung an bestehende Diskussionslinien der Biographieforschung zum Ziel. In diesem Zusammenhang habe ich *zweitens* meine Position zu Geschlecht als analytische Kategorie expliziert – die, wie ich zu zeigen versucht habe, viele ihrer Selbstverständlichkeiten verliert, wenn Intergeschlechtlichkeit als soziales Phänomen auch jenseits der Konzeption dritter Geschlechter ernst genommen wird. *Drittens* habe ich im Sinne der Dramaturgie der Verschriftlichung meiner Forschungsergebnisse das (gegenstandsbezogene) THEORETISCHE KONTEXTWISSEN expliziert, das für die Darstellung des vorliegenden Forschungsberichtes im Rahmen der GROUNDED-THEORY-METHODOLOGIE (GTM) unabdingbar ist. Zwar sind diese ersten beiden Kapitel der Arbeit längst auch Zwischenergebnis des zirkulären Prozesses von Erhebung, Auswertung und theoretischer Rückbindung und damit

nicht nur ein theoretisches Hintergrundrauschen, das die Forschung systematisierend begleitet. Für eine angemessene Darstellung des Forschungsprozesses und seiner Ergebnisse erschien es mir jedoch weit glücklicher, die letztlich im Verlaufe der Auswertung zu einem (soeben vorgestellten) sozialtheoretischen Modell gewachsenen theoretischen Bezüge als ‚Heuristik‘ für die Erschließung des Materials voranzustellen: Die Darstellung der Ergebnisse orientiert sich immer an den dort herausgestellten, in Beziehung gesetzten und zumindest ansatzweise bereits mit Inhalt gefüllten Kategorien Zweikörpergeschlechtlichkeit, *embodiment*, Erfahrung, deren reflektierte Aufsichtung und der Unterstellung der grundsätzlichen Fähigkeit zu einer Rechenschaft von sich selbst (zusammen genommen: Biographizität von Geschlecht), um von dort aus die je individuellen Sinnstrukturen der Biographien herausarbeiten zu können.

Üblicherweise findet sich im Anschluss an solche (meist hinführenden) theoretisch-methodologischen Kapitel eine Erläuterung des methodischen Vorgehens und im besten Falle eine Dokumentation und Reflexion des Feldzugangs und/oder des Forschungsprozesses. Statt einer solchen Trennung möchte ich im Folgenden die wesentlichen Punkte des Verlaufs der Forschung bis zum Zeitpunkt der Niederschrift darstellen und dabei *en passant* die hier praktizierte Spielart der GTM umreißen, deren grundlegende Praxis der „spiralförmige[n] Hin- und Herbewegung zwischen theoretisch angeleiteter Empirie und empirisch gewonnener Theorie“ (Dausien 1996: 93) als konzeptueller Rahmen den Forschungsprozess von Beginn an geprägt hat. Glaser und Strauss (2005) stellen zur Begründung des Vorgehens nach der GTM heraus, „dass die Angemessenheit einer soziologischen Theorie heute nicht (mehr) von dem Prozess, in dem sie generiert wird, getrennt werden kann“ (ebd.: 15). Es ist aber aus meiner Sicht auch deshalb ein angemessener Weg, mein Vorgehen zu dokumentieren, weil die GTM als Schlagwort mittlerweile eine Vielzahl von Ansätzen unter sich versammelt; Kathy C. Charmaz (2011) spricht von einem „Dach, unter dem verschiedene Varianten, Schwerpunkte und Richtungen – und Möglichkeiten, über Daten nachzudenken – Platz haben“ (ebd.: 182). Diese Vielfalt von Ansätzen hat zur Folge, dass mit den verschiedenen Varianten der GTM auch je verschiedene methodische Herangehensweisen assoziiert sind. Das folgende Kapitel versammelt in sich also die Begründung und Reflexion des methodischen Vorgehens, Dokumentation des Forschungsprozesses, Reflexion des Feldzugangs und ist je nach Situation unterfüttert mit Eindrücken aus dem Forschungstagebuch.